16 163 839

IV

Nur Korrekturbögen

1. U. A.
2. Neues Theaterprojekt
3. Wiener Theater
4. Interviews
5. Adel und Journalle
6. Die Paragraphenbank
7. Literaten der „Zeit"

mit Mark Twain trank alles, was bei uns für schlechte Besoldung den Dativ mit dem Akkusativ verwechselt, dem lieben Gaste zu und ließ sich zur Bekräftigung des kollegialen Einvernehmens bei Magnesiumbeleuchtung mit ihm auf einem Bilde verewigen. Das Greisenhaupt Mark Twains zwischen den vergnüglich schmunzelnden Gesichtern unserer Fruchtbörsereporter und »Lokalerer«, da und dort verstreut und dekorativ verwertet die Bruchstücke der zu Boden geschmetterten deutschen Sprache — es war ein Gruppenbild, dessen Eindruck man nicht sobald vergessen wird.

Mark Twain hätte sich gewiß nie gedacht, daß er dank der liebevollen Unterstützung durch journalistische Fremdenführer so bald sich in unserer Stadt akklimatisieren würde. Dabei scheint er den Widerstand der lokalen Größen nicht einmal zu merken, das heimliche Murren aller Anrainer des Ruhmes, die es nicht länger dulden wollen, daß ein exotischer Eindringling ihre Rechte auf weitestgehende Publizität für sich allein in Anspruch nehme. Die Schar der bei uns zwischen den Redaktionen herumstehenden Leute ist in heillose Verwirrung geraten, als Mark Twain, ihre Kreise zu stören, in unsere Lande kam, und heute ist er es, dem aus dem journalistischen Froschteich lieblich, des Morgens und des Abends, die unendliche Melodie entgegenquakt: u. a., u. a., u. a. . . .

Gegen ihn vermögen sie nicht aufzukommen, und wenn er nicht freiwillig auf sein Monopol verzichtet, werden sie bald ihr irdisches U. A.-Dasein abgeschlossen haben und sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen müssen. Schon heute ist es an der Zeit, ihre Biographie zu schreiben. Wie wurden sie? Und was mag sie bewogen haben, jene mühselige Karriere, die sich oft zwischen den Zeilen eines Ballberichtes hindurchwinden muß, einzuschlagen? Gewiß hat es manchen unter ihnen frühzeitig zum seltenen Schauspiel gelockt, das in Wien ein gestürztes

und keine Gelegenheit lassen sie vorübergehen, sich aus ~~hastig aufgerafften~~ Gräberblumen einen dürftigen Ruhmeskranz zu winden. Am Ende gelingt es ihnen doch, ihren Namen zuerst der »Korrespondenz Wilhelm« und dann der Nachwelt zu überliefern. Es sind oft heroische Naturen, die bis zum letzten Moment ausharren, manchen ereilt mitten in der Ausübung seines dornenvollen Berufes, auf dem Wege zu einer Beerdigung, der Tod, und sie sterben, wie sie gelebt — u. a.

In den Reihen der bewährten Leidtragenden und gesuchtesten Mitfahrer stoßen wir auf manche Erscheinung, die selbst wieder unter den U. A. durch eine gewisse Eigenart auffällt. Wenn man zusieht, wie die Veteranen des Müßigganges von unseren Zeitungen jahraus jahrein gehätschelt werden, fühlt man so recht, wie auch hier die Schablone jede freiere Betätigung unterdrückt hat, und man begreift, daß sich das Interesse des Publikums auch für die Lebensäußerungen der Vielzuvielen nach und nach abstumpfen mußte. Doppelt erfreulich wirkt darum das Beispiel eines Mannes, der den Mut hatte, offen zu bekennen, daß ihn die ewige stumme Assistenz bei Trauerfällen und freudigen Ereignissen auf die Dauer nicht zu befriedigen vermochte, und der daran ging, seinen Öffentlichkeitsdrange neue Gebiete zu erschließen. Der Zufall wollte es, daß er in den Zeitungsnummern, die von seinem Erdenwallen, sobald ein anderer starb, Notiz nahmen, alle möglichen Bemerkungen über den Schauspieler Sonnenthal, Kritisches und Anekdoten aus seinem Leben, entdeckte. Der Gedanke an den Vielgefeierten ließ unseren Freund, der bisher nichts für die eigene Unsterblichkeit, vielmehr alles durch die Sterblichkeit fremder Leute erreicht hatte, nicht schlafen. Da gab ihm denn sein Ehrgeiz den Entschluß ein, es wenigstens mit der Zusammenstellung der vorgefundenen Zeitungsausschnitte zu einer

Biographie zu versuchen. Wenn er Sonnenthals Leben beschrieben, konnte er ja daneben immer noch hinter Mitterwurzers Sarge schreiten. Ob er zu diesem oder jenem Amte besser getaugt, darüber gehen die Meinungen auseinander. Jedenfalls war er bald so berühmt, daß er sich entschloß, Ansichtskarten mit seinem Konterfei anfertigen zu lassen — meines Wissens der einzige Wiener Schriftsteller, dem bis heute diese Ehre wiederfahren ist. Die Karten, die er in alle Windrichtungen verschickte, waren schnell vergriffen, die Verkäuferin erzählte mir, daß infolge der außergewöhnlich starken Nachfrage seitens »des Herrn« nur mehr das eine Exemplar, das in der Auslage prangte, vorhanden sei, und ich habe dieses letzte in einer bunten Sammlung literarischer Kuriositäten als ein mir teures Andenken bis heute bewahrt...

Ein Jahr der Allgegenwart im Wiener Gesellschaftstreiben muß man mindestens hinter sich haben, um zu den Statisten des Ruhmes gezählt zu werden. Mit einemmal taucht in allen Blättern ein Herr Angelo Eisner von Eisenhof auf. Er sei bei einem Konzerte gesehen worden. Dem normalen Zeitungsleser klingt der Name vorerst noch fremd. Bald heißt es schon, der Mann wäre in einem Wohltätigkeitsbasar längere Zeit vor dem Zelte einer Aristokratin gestanden, das Publikum gewöhnt sich an ihn, und zum Geburtstag des Kaisers ist er schon so gut eingeführt, daß die Blätter telegraphisch aus einem Kurorte berichten können: »Die patriotische Feier gestaltete sich besonders erhebend. Herr Angelo Eisner von Eisenhof sang in der Kirche die Volkshymne.«

Da ist ein Herr Edgar von Spiegl. Seine Begabung für Anwesenheit ist schon vor Jahrzehnten bei irgendeiner Feier aufgefallen. In Anerkennung seiner Verdienste um den ungestörten Verlauf aller irdischen Dinge wird er eines Tages in den Adelsstand erhoben, und aus seiner ursprünglich passiven Betätigung sehen wir ihn allmählich zum selbständigen

Einspännerroß bietet. Oder er gesellte sich zu der Menge, die sich in unseren Straßen im Nu ansammelt, sobald einer beharrlich nach dem Dachfirst eines Hauses blickt. Wenn so der Trieb zur Öffentlichkeit präpariert ist, dann pflegt auch das Bedürfnis nach Mitteilung im Menschen rege zu werden, und wir sehen diesen auf Wandbänken, in Kabinen und sonstigen allgemein zugänglichen Orten den Namenszug seines Ehrgeizes zurücklassen. Die meisten, die sich heute von der literarischen oder parlamentaschen Tribüne vernehmen lassen, haben klein angefangen, und noch jetzt, wenn das eine oder andere Blatt ihren Namen unterdrückte, schnitten sie ihn gewiß gerne wieder in alle Rinden ein. . . !

Unsere Titelgier unterscheidet zahlreiche Abkürzungen, die dem naiven Beobachter des gesellschaftlichen Treibens Respekt einflößen, und so wie es einen Hofrat i. P. gibt, erfreut sich bei uns auch der Sektionschef u. A. eines gewissen Ansehens. Einst konnte Herr v. Lilienau sich für den anwesendsten Mann des Jahrhunderts halten, aber seitdem er es vorgezogen hat, i. P. zu gehen, sehen wir eine jüngere Kraft das verwaiste Ressort der Allgegenwart erfolgreich verwalten. Heute braucht man nur von einem »Sektionschef Liharzik« zu hören, und sofort fällt einem die niedliche Abkürzung »u. A.« ein. Ja, er gehört zu den Ungezählten, die aus der Enge der beruflichen Tätigkeit ins Privatleben hinausstreben und die den Abend, den sie in irgendeiner Soiree verbringen, nicht vor dem Morgen loben sollen, an dem sie von den Zeitungen ob ihrer Anwesenheit gelobt werden. Eine Armee von Unbekannten, deren Namen uns so geläufig im Ohre klingt. Wer kennt sie heute nicht, den Komponisten Weinberger und den Bezirkausschuß Waldstein und den Baurat Stiaßny, die fast jeden Tag mit Genugtuung aus der „Neuen Freien Presse“ erfahren können, daß sie hier und dort zugegen waren?

Zumindest rufen ihre Namen eine Art wehmütigen Erinnerns in dem Zeitungsleser hervor. Man muß unwillkürlich an Begräbnisse denken, und es fällt Einem allmählich ein, daß diese Herren ja fast ausschließlich als Leidtragende zu fungieren pflegen. Weinberger? Halt, wer ist das? War der nicht einmal bei einem Leichenbegängnis anwesend? »Ja, Sie mögen Recht haben; und er hat sich dadurch bereits einen Namen gemacht. Da er aber infolge dessen Operettenkomponist wurde, ist es nicht ausgeschlossen, daß Sie sich seiner auch von einem Durchfall her erinnern«. . .

Da sind diese Leute die Friedhofsallee wie eine Ruhmesallee entlang geschritten, haben, während sie die letzten Erdschollen auf das Grab eines Größeren warfen, mit leidvoller Miene den glücklicherweise auch u. a. anwesenden Vertreter einer Zeitungskorrespondenz angeblickt, und wenn er noch nicht merken wollte, ihm — ein eindringliches Memento — zugelispelt: Wir sind die Überlebenden; wir müssen als solche vor dem Toten berücksichtigt werden. Uns ist er gestorben. Nennen Sie uns in der Zeitung, damit man nicht glaube, daß auch wir gestorben sind. Ein feierlicher Appell an die Pietät des Reporters, der sich beeilt, den letzten Willen der Überlebenden zu vollstrecken. Sie revanchieren sich, indem sie der Zeitung zum Jahreswechsel einen ziemlich vollständigen »Ausweis der berühmten Toten des Jahres« zur Verfügung stellen. Konnte einmal ausnahmsweise ihr Wunsch nicht erfüllt werden, so gibt es in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft eine große Anzahl tieftrauernd Hinterbliebener oder doch wegen Raummangels im Übersatz Zurückgebliebener.

Selbst wo der Hingeschiedene bloß eine geringfügige und mehr gesellschaftliche Bedeutung hatte, wo also auch das Sterben eigentlich eine Angelegenheit des Privatlebens ist, sehen wir sie u. a. anwesend

Arrangement größerer Feste emporeifern. Heute fungiert er bei Blumenkorsos als Berater der Fürstin Metternich und vor Gräbern vertritt er seit längerer Zeit die »Concordia«, die sich ihn neuestens sogar zu ihrem Präsidenten erwählt hat. Überall, wo sich das gesellige oder das geistige Wien zu besonderen Veranstaltungen einigt, tänzelt Herr von Spiegl, Zermonienmeister der Wiener Seichtheit, voran und die fremden Dichter, die in unserer Stadt geweilt, tragen die Erinnerung an einen kleinen echauffierten Herrn von hier fort, der ihnen mit den Gesten eines Kotillon-Arrangeurs, den Willkommgruß der deutsch-österreichischen Kunst entboten hat . . .

So sehen wir, daß die Karriere, die Herr U. A. einschlägt, ihn zuweilen in einer repräsentativen Lebensstellung landen läßt. Ich hätte mich, wenn dies nicht der Fall wäre und wenn sich nicht Dank dem liberalen Wohlwollen der Wiener Presse unsere Mitesser und Mitgeher zu einer sozialen Gefahr auswüchsen, mit dem Typus nicht beschäftigt. Wer sich vom Pokertisch wegsehnt und lieber gleich alle Literatur- und Kunstplätze besetzen möchte, wer dem Publikum, das von ihm nichts weiß und nichts wissen will, täglich von neuem sich aufdrängt, wer allerorten u. a. anwesend sein will, der muß es sich auch gefallen lassen, einmal u. a. abgefertigt zu werden. Vielleicht führt der amerikanische Humorist, der alles, was in Wien bemerkt werden will, nach und nach zurückgedrängt hat, eine endgültige Reinigung der Wiener Zeitungsspalten herbei. Dann sei der Tag seiner Ankunft gesegnet und alle Qual und alle Belästigung der »deutschen Sprache« vergessen. Kein Zweifel, den bereits Anwesenden kam Herr Mark Twain sehr ungelegen. Sie mögen eine Protestversammlung gegen ihn einberufen, damit wenigstens noch einmal in den Zeitungen geschrieben stehe: Anwesend waren u. a. . . .

klingenden Ruhmes übernimmt, läßt nun schon seit zwei Jahren – eifersüchtig, daß ihr kein anderes Blatt zuvorkomme — jeden Schritt überwachen, den Mark Twain auf Wiener Boden übernimmt. Sie jubelt, wenn es der glückliche Zufall will, daß er dabei über eine christlichsoziale Gasröhre stolpert — denn dann kann sie aus bester Quelle berichten, wie die »kommunalen Zustände Wiens sich in dem kosmopolitisch geschärften Auge des großen Humoristen spiegeln«. Sie geleitet ihn ins Parlament, setzt ihm zwei Berichterstatter an die Seite, welche ihm die Namen der einander prügelnden Abgeordneten ins Ohr flüstern, und alsbald ist sie in der Lage, »Mark Twains Urteil über die politischen Zustände Österreichs« der schon lachbereiten Mitwelt zu verkünden. Dann braucht er nur in irgendeinem Konzertsaal aufzutauchen, und schon steht ein Interviewer der ‚Neuen Freien Presse' hinter ihm, der am nächsten Tage zu erzählen weiß, Mark Twain sei diesmal nicht nur u. a. anwesend gewesen, nein, er habe auch bei dieser Gelegenheit gleich die Ansicht geäußert, Österreich hätte bis heute keinen einzigen großen Mann hervorgebracht. Wie geehrt fühlte sich das Blatt, daß es das erste sein durfte, frisch vom Munde des »illustren Gastes« diese für die Gastgeber so schmeichelhafte Meinung zu verkünden. Und als er gar eines Tages in der »Concordia« erschien und in einem längeren Speech die deutsche Sprache abfällig und ironisch beurteilte, da wollte sich alles, was in Wien öffentliche Meinung zu machen vorgibt, anbetend zu einer förmlichen Huldigung für den Erlöser-Humoristen vereinigen.

Objektive Beurteiler, die von einem stillen Galerieplätzchen des Festsaales sogleich die Sachlage überblicken konnten, begriffen damals, daß Wiener Journalisten nach der aufreibenden Arbeit des Tages es geradezu als eine Genugtuung empfinden müssen, wenn ein Fremder der oft widerspenstigen deutschen Sprache »es einmal ordentlich gibt«. Eines Sinnes

U. A.

April 1899

»Anwesend war u. a. Mark Twain.« — Wo? Hier und dort. Bei der Eröffnung einer Kunstausstellung, bei der Soiree eines Staatswürdenträgers, bei der Auktion des Wolter-Nachlasses, beim Konzert der russischen Kirchensänger, bei einer Feuersbrunst, bei einer Kindstaufe, bei der Besichtigung eines Zuchthauses und bei einem Bankett der Budapester Journalisten . . . mit einem Worte: überall. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß einige Wiener Blätter diese gefällige Randbemerkung »Anwesend war u. a. Mark Twain« der Bequemlichkeit halber gleich stereotypieren ließen und daß andere wieder beschlossen haben, fortan nur mehr das immerhin mögliche Fernbleiben des amerikanischen Humoristen von irgendeiner Veranstaltung zu konstatieren.

Wir haben nämlich bisher noch nicht genug Persönlichkeiten aufzuweisen vermocht, die, wenn sie schon nichts anderes für ihre Zeit tun konnten, doch immerdar bereit waren, u. a. anwesend zu sein, und um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ist Mark Twain nach Wien geeilt und hat sich mutig und entschlossen in die Reihe derer gestellt, die ein Dasein »unter anderen« führen. Und so vergeht denn seit geraumer Zeit kaum ein Tag, an dem uns nicht Blätter die frohe Kunde ins Haus brächten, der überseeische Humorist sei da und dort erschienen und dann natürlich wieder in sein Hotel zurückgekehrt.

Die »Neue Freie Presse«, die seit jeher bereitwillig die kostenlose Annoncierung jedes fernher

MEIN THEATERPROZESS

Febr 1901

»Errat, qui temperantiam, mediocritatem, modum denique desiderat in re optima.«

Cicero, ad Ennium.

»Elender Pamphletist!« Dies Wort des Anklägers brachte die Richter, die Zeugen, die Geschwornen, die Zuhörer gegen mich auf und entschied alles. Ich war von diesen Herren verurteilt, im Augenblick, da mich der Ankläger einen Pamphletisten genannt hatte, worauf ich doch nichts erwidern konnte; denn ich war mir ja bewußt, wirkiich so etwas geschrieben zu haben, was man ein Pamphlet nennt. Ich hätte nicht zu leugnen gewagt. Ich war nach meinem eigenen Urteil ein Pamphletist, und da ich den Schrecken sah, den dieses Wort allen Zuhörern einflößte, saß ich verwirrt da.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Wenn Herr Broë Sie Pamphletist genannt hat, so bedeutete dies so viel, als hätte er gesagt: ‚Unglücklicher, du wirst nie ein Amt oder Sold bekommen; Bedauernswerter, du wirst in kein Vorzimmer eines hohen Herrn vorgelassen werden und zeitlebens wirst du kein offizielles Gunstlächeln, keinen Gnadenblick von oben erhalten!‘ Das ist es, was sie schaudern machte, als sie das Wort Pamphletist hörten, das ist es, weshalb sie aus Ihrer Nähe flüchteten. ⌊⌋ Der wahrheitsliebende Autor eines Blattes oder einer Broschüre, die ein bischen gelesen wird, hat naturnotwendig alles gegen sich, was nicht zum Volke gehören will, und das ist bei euch in Frankreich alle Welt. Keiner will von ihm etwas wissen, jeder verleugnet ihn. Wenn trotz alledem Gottes Gnade euch immer wieder Pamphletisten schenkt, so tut sie es darum, weil es notwendig ist, daß es auch Skandale gebe. Aber wehe demjenigen, durch den der Skandal zum Ausbruch kommt, der im allgemeinen Interesse über einen wichtigen Punkt dem Publikum die Wahrheit sagt! ⌊⌋ Ihm wäre besser, er wäre nie geboren. Doch gerade die Verfolgung ist es, die seinen Worten Glauben verschafft. Keine Wahrheit

hat sich noch ohne Martyrtum Bahn gebrochen, mtt Ausnahme der Euklidischen Lehrsätze. Man kann Andere nicht überzeugen, ohne für seine Überzeugung gelitten zu haben, und der heilige Paulus sagt mit Recht: ‚Glaubet mir, denn ich bin oft im Gefängnisse.' Wenn er in Wohlleben sich befunden und aus der Lehre, die er predigte, Gewinn gezogen hätte, er hätte nie die Kirche Christi gegründet. Du aber, Winzer Paulus Louis, der Einzige, der in deinem Lande ein Mann des Volkes sein will, gehe einen Schritt weiter, nenne dich Pamphletist und verkünde es laut, daß du Pamphletist bist. Schreibe, mache Pamphlet nach Pamphlet, so lange dir der Stoff nicht ausgeht. Man wird dich anhören, wenn man sieht, daß du verfolgt wirst. Denn du brauchst diese Unterstützung, und du bist ohnmächtig ohne die Hilfe des Herrn Broë. Deine Aufgabe ist es, zu sprechen, die seine, durch die Anklage gegen dich die Wahrheit deiner Worte zu beweisen.«

Paul Louis Courier, »Pamphlet des pamphlets« (1824).

Ich habe am 23. Februar vor dem Schwurgericht die Herren Hermann Bahr, den Kritiker, und Emerich v. Bukovics, Direktor des Deutschen Volkstheaters, angeklagt und wurde, da ich von hundert Vorwürfen zwei nicht gerichtsordnungsmäßig beweisen konnte, zu einer hohen Geldstrafe und zur Bezahlung der Gerichtskosten verurteilt. Mir war's wahrhaftig nicht darum zu tun gewesen, den Kampf, den ich seit zwei Jahren in der ‚Fackel' führe, auf den Boden des Gerichtes zu übertragen, und es ist ja auch bekannt, daß ich es nur auf ausdrücklichen Wunsch meiner Gegner getan habe. Sie ließen mich eines Tages verständigen, daß ihnen die fortgesetzten Angriffe ungemütlich geworden seien und daß sie es für geraten hielten, den Streit der geräuschlosen und unblutigen Judikatur einer literarischen Öffentlichkeit zu entziehen und von dem gut unterrichteten Publikum an die besser zu unterrichtenden Geschwornen zu appellieren. Ich habe diesen Schritt nicht begriffen und nicht gebilligt. Der in seiner Ehre beleidigte Privatmann, dem die öffentliche Presse Genugtuung

verweigert, mag in der Klage den einzigen Ausweg erblicken. Aber die in ihrer Ehre beleidigte Presse verfügt über eine Macht, die es ihr an die Hand gibt, dieselbe Öffentlichkeit, die Zeuge der Beleidigung war, auch als Richter anzurufen. Die sofortige Aufklärung des Sachverhalts im ‚Neuen Wiener Tagblatt': die schleunige Publikation des zwischen den Herren Bahr und Bukovics abgeschlossenen Kaufvertrages und die — nicht einmal ehrenwörtliche — Versicherung des Herrn Bukovics, daß er im Falle Holzer sein Ehrenwort nicht gebrochen habe, hätten das Verfahren wesentlich abgekürzt. Ich kann nachträglich verraten, daß ich so loyalen Gegnern gegenüber das Wort zu der folgenden Erklärung gefunden hätte:

»Ich muß die Herren Bahr und Bukovics heute lob n, weil sie mit der törichten Totschweigetaktik gebrochen haben, mir mutig entgegentreten und die Zahl der ihnen vorgeworfenen Fakten um zwei verringern. Sie haben die Entscheidung der breitesten Öffentlichkeit angerufen, die wir ja immer als zuständigen Richter über die Differenzen unserer Anschauungen — auch der moralischen — betrachten können. ~~Drei, oder eigentlich zwei~~ tatsächliche Angaben der ‚Fackel' sind es, die von den Herren bestritten werden und auf deren Widerruf sie Wert legen zu müssen glauben. Mir scheinen sie im Vergleich zu allem, was ich zumal gegen Herrn Bahr in der ‚Fackel' seit deren ersten Hefte vorgebracht habe, so wenig bedeutend, daß mir nichts daran liegen kann, sie aufrecht zu halten. Herr Bahr hat also den Grund zu seiner Villa in Ober-St. Veit — er versichert es und legt zum Beweise einen Kaufvertrag vor — nicht von Herrn Bukovics als Geschenk erhalten. Was verschlägt's mir, der dies doch nur als eines der nebensächlichen Argumente für die Inkompatibilität der Stellungen eines Kritikers und eines Autors, dessen Stücke der von dem Kritiker

abhängige Theaterdirektor aufführt, herangezogen hat? Und Herr Bukovics behauptet — bei einer Gerichtsverhandlung würde er es wohl beeiden —, er habe Herrn Rudolf Holzer nicht das Ehrenwort gegeben, daß er dessen Stück im Herbst 1899 aufführen werde. So hat Herr Holzer, als er meinen Gewährsmännern von einem Ehrenwort und einem Ehrenwortbruch erzählte, eine Unwahrheit gesagt und gibt dies zu, so lange er der Erklärung des Direktors nicht widerspricht. Bei einer Gerichtsverhandlung würde er wohl beeiden, daß er nie ein Ehrenwort empfangen habe, und bei einer Gerichtsverhandlung würde sich wohl noch klarer herausstellen, daß er seinerzeit meine Gewährsmänner und somit auch mich irreführte. Aber das, was Herr Holzer vor einer eventuellen Beeidigung über diese Angelegenheit erzählt, ist eben gleichgiltig, Herr Holzer kann von keiner Macht der Erde gezwungen werden, außergerichtlich die Wahrheit zu sagen, und ich habe nur die erfreuliche Tatsache zu vermerken, daß ein Theaterunternehmer die Hilflosigkeit eines jungen Autors, dessen ich mich annehmen wollte, nicht ausgenützt, ihn nicht in seinen Erwartungen betrogen und überhaupt nichts getan hat, was den Autor schädigen oder ihn selbst in der öffentlichen Meinung herabsetzen könnte. Ich kenne Herrn Holzer nicht persönlich und habe mich für ein allgemeines autorrechtliches Interesse eingesetzt, da ich seine Sache gegen Herrn Bukovics führte, wie sechs Wiener Theaterkritiker die Sache des Autors Artur Schnitzler gegen den Burgtheaterdirektor geführt haben. Könnte es nicht auch geschehen, daß die sechs journalistischen Nothelfer Schnitzlers bekennen müßten, sie hätten ihr beleidigendes Verlangen, daß Herrn Schlenthers »in Ausübung seines Amtes hinausgegebenes Wort einer gewissen Verläßlichkeit nicht entbehre«, auf Grund einer vorschnellen und einseitigen Information gestellt? Herr Schlenther hat den Sachverhalt aufgeklärt, aber

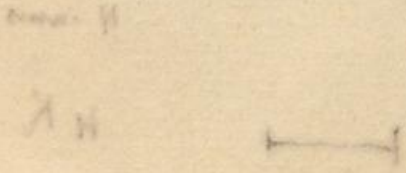
die Herren waren nicht so loyal, eine Erklärung abzugeben, wie ich es heute, ohne dazu gezwungen zu sein, tue. Gebrochenes Wort — gebrochenes Ehrenwort: unter Männern wiegt der Vorwurf gleich schwer. (Wenn es unter Theatermännern überhaupt wiegt. Im Kulissenreich ist doch wohl auch die Ethik aus Pappe und daß es eine Bühnenperspektive für Ehrenworte gibt, ~~gibt~~ Nestroy ~~tut~~ der einen Theaterdirektor sagen läßt: »'s Wort gilt bei mir so viel als ein Theaterkontrakt, denn man halt' ihn auch nur so lang man will.«) Und ist's ein Unterschied, weil Herr Schnitzler seine kritischen Anwälte persönlich, Herr Holzer mich indirekt, durch verläßliche und honorige Freunde, informiert hatte? Und auf welcher Seite war der bessere Glaube? Die sechs Kritiker haben, wie ich, eine fremde Sache zu der eigenen gemacht. Aber sie haben einen persönlichen Freund, ich einen mir völlig unbekannten Autor geschützt; sie hatten sichtlich ~~— zum Teil wenigstens — einen~~ alten Animosität gegen ~~Herrn Schlenther~~ den neuen Vorwand gefunden, ich wollte am zufälligen Beispiel des mir völlig gleichgültigen Herrn Bukovics eine prinzipielle Frage erörtern. Die Gegenerklärung des Burgtheaterleiters hat bewiesen, daß die Herren — wenigstens die Arrangeure — mit den Mitteln der Indiskretion und der absichtlichen Verschweigung einer Herrn Schlenther entschuldigenden Korrespondenz gearbeitet hatten. Meine Information war lückenlos: die private Aussage des Geschädigten. Und darum war nicht nur der bessere Glaube, auch die bona fides auf meiner Seite. Eine zuverlässigere Information als durch eine der ~~betroffenen~~ Personen gibt es nicht, der Schädiger aber erteilt keine Auskunft. Beim Ehrenwortbruch selbst konnte ich nicht zugegen sein, und eine telephonische Anfrage ~~an~~ Herrn Bukovics hätte ihren Zweck verfehlt. So mußte mir, was Herr Holzer mehreren Herren gesagt, gelten. Heute ~~erkenne~~ ich, daß es trotzdem nicht gilt. Das will

besagen: unter ~~hunderten~~ eine unrichtige Information. Sie würde mich entehren, wenn ich sie um der Person, nicht um der Sache willen aufgenommen hätte, wenn die Information mit dem ~~Kampf~~ identisch wäre. Aber die Information ist unrichtig, und der ~~Kampf~~ ist gerecht. Herr Bukovics hat sein Ehrenwort nicht gebrochen, und die Autoren sind der Willkür der Theaterunternehmer preisgegeben. Die Sache bleibt, das Beispiel war schlecht gewählt. So wenigstens versichert Herr Bukovics und würde es bei einer Gerichtsverhandlung wohl beeiden.

Und nun zu Herrn Bahr. Er veröffentlicht einen Kaufvertrag, den er mit dem Volkstheaterleiter abgeschlossen hat. Er hat also das Grundstück in Ober- oder Unter-St. Veit nicht geschenkt bekommen. Ich war also unrichtig informiert. Und wieder ist es mir darum zu tun, meinen besten Glauben in der Sache und meinen guten Glauben in der Information zu beweisen. Ich bekämpfe Herrn Bahr und sein die letzten Reste einer österreichischen Literatur verheerendes Treiben seit zehn Jahren. Ein persönliches Motiv wird mir höchstens Herr Bahr nachsagen können; nachweisen nicht ~~einmal er~~/ Diesem Kampfe liegt die Gegensätzlichkeit zweier literarischer Organismen, zweier Weltauffassungen zugrunde: Herr Bahr ist, soweit die Tätigkeit im Dienste der Aktiengesellschaft Steyrermühl dies zuläßt, dionysisch veranlagt/ ich anders. Herr Bahr ist für das produktive Schaffen überhaupt/ und für sein eigenes ganz besonders und für/schrankenlose dramatische Betätigung sogar dort, wo die Objektivität des Kritikers darunter leiden könnte. Und ich + bin/der ewige Störenfried. Herr Bahr ist mehr nach der positiven Richtung veranlagt, ich mehr nach der ~~kritischen~~. Herr Bahr fördert das Unkraut, ich jäte es aus. Und da er den Ehrgeiz hat, das literarische Unkraut, das er im Laufe der Jahre gefördert, selbst noch zu überwuchern, scheint er mir umso gefährlicher. So

erklären sich Eifer und Heftigkeit meines Kampfes. Dazu kommt: Herr Bahr ist weitaus begabter als die anderen, wo ~~die anderen~~ sich mit dem Emporschwindeln ihrer eigenen Persönlichkeit begnügen, hat er immer die Kraft, sich und ein Dutzend dramatischer Talentlosigkeiten durchzusetzen. Ferner: er ist ein Renegat ins Ghetto, er leiht dem Treiben der geschäftig wimmelnden Schmöcke seine arische Repräsentanz, und während er mit der Geriebenheit von hundert Buchbinders seine theatralische Erwerbstätigkeit mit dem kritischen Amte verkuppelt, bleibt er nach außen der selbstlose Förderer aller heimatlichen Talente, der Entdecker sämtlicher im Reichsrat nicht genügend vertretenen Provinzen, der patriotische Kulturbringer, dem sich die schwarzen Bärte und die gelben Flecke seiner Concordiabrüder glücklich zu einem ~~profitablen~~ Schwarzgelb verdichtet haben. ~~Freimaurer~~ machen seine Premièrenerfolge, die Reklame der journalistischen Gevatterschaft und die Bereitwilligkeit der dem Freunde und einflußreichen Kritiker ergebenen Direktion besorgen das Übrige. Er ist der ~~deutlichste~~ Vertreter des Systems, das auf Wiens Bühnen so drückend, alle Lebensgeister dieser Stadt ertötend, wirkt, der ~~bedenkenlose~~ Mißbraucher jener Gewalt, die da Presse heißt und ~~die~~ als »Concordia« kon- und prostituiert, der geistigen Entwicklung dieser Stadt hundertmal gefährlicher wurde als das »Concordat«, dessen Herrschaft sie ablöste. Wie die Mitglieder der Maffia und Kamorra von den sizilischen Gutsbesitzern Abgaben an Geld, Getreide oder Vieh bei sonstiger Einäscherung des Hofes erpressen, so erzwingen die Mitglieder des Wiener Preßrings von den Wiener Theaterdirektoren die Abgabe von Tantièmen bei sonstiger Zerstörung des Theaters. Verzweifelnd hat der alte Jauner von dem Revolver, den er als wirksame Waffe in jahrzehntelanger Theaterlaufbahn ~~kennen~~ gelernt hatte, selbst Gebrauch gemacht, und

Alexandrine v. Schönerer, die durch zehn Jahre in der Wahl schwankte, ihr Theater durch elende Kritiken oder durch elende Operetten ruinieren zu lassen, ist schließlich, völlig gebrandschatzt, vom Schauplatz ihres Martyriums abgetreten. Ich habe Herrn Bahr oft und oft vorgehalten, daß er, der einst mit harten, wenn auch nur allgemeinen Anwürfen, gegen dies schändliche System zu Felde zog, es jetzt mit aller Kraft zu stützen und mit aller Geschäftsklugheit zu nützen trachtet. Ich tue dies auch heute und wiederhole zum hundertsten Mal, daß er offenkundiger und bewußter als die anderen sein Urteil über ein bestimmtes Wiener Theater in den Dienst seiner Geschäftsbeziehungen zu ebendemselben Theater stellt. Denn ich vermag nicht nur nachzuweisen, daß er, als der Tantièmenstrom in seine Tasche zu fließen begann, über Direktor, Regie und Schauspieler, die er einst über Gebühr beschimpft hat, anderer Meinung wurde: ich kann auch zeigen, wie er nachträglich, als er sie in ein Buch aufnahm, seine früheren aggressiven Urteile verändert hat. Einem Kritiker, dem von dem Theater, das seiner kritischen Kontrolle anvertraut ist, so reiche Vorteile zufließen wie Herrn Bahr, einem Kritiker, dessen Durchfallsstücke von der Direktion sichtlich »durchgepeitscht« werden und dessen ausgelachtestes Werk, »Josephine«, unter vierzehn Aufführungen sechs an Sonn- und Feiertagen erleben durfte, habe ich nunmehr zugemutet und zugetraut, er lasse sich von dem befreundeten Theaterunternehmer einen Villengrund schenken. Dies ist nach all dem, was ich vorher behauptet, keine Beleidigung mehr. Die Herren Bahr und Bukovics machen aus dem Freundschaftsbündnis, das sie über einer stürmischen Vergangenheit geschlossen, kein Hehl. Einem Freund zuzumuten, er habe dem Freunde ein Geschenk gemacht, ist keine Ehrenbeleidigung. Sie wird es erst durch den Zusatz, daß jener ein beeinflußter Kritiker sei. Gelingt es mir nachzuweisen,



daß Herrn Bahrs kritische Objektivität schon im Tantièmenrausche getrübt sei, so wäre, selbst wenn die »Schenkung des Grundstückes« sich als regelrechter Kauf herausstellt, mein Wahrheitsbeweis für die Ehrenbeleidigung erbracht. Habe ich aber das unsittliche Verhältnis Bahr-Bukovics bewiesen und versteift sich Herr Bahr auf den Villengrund und ~~[illegible]~~ mit einem Kaufvertrag, umso besser. Dann weist er selbst auf die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Ich war in dem einen Punkte falsch oder ungenau informiert, und der Kritiker, der sich von der Kanzlei des Deutschen Volkstheaters jährlich mehrere tausend Kronen schenken läßt, war so nobel oder so kleinlich, sich nicht auch noch einen Villengrund schenken zu lassen. Meine bona fides: ich hatte von mehreren Seiten die in St. Veit als notorisch geltende Tatsache erfahren, und da ich zwecks Überprüfung der Nachricht mich nicht gut an einen der beteiligten Herren wenden konnte, habe ich mich an das Grundbuch Hietzing gewendet. Und das Grundbuch sollte doch in solchem Falle der zuverlässigste Gewährsmann sein. Was fand ich? Besitzer des Grundes, auf dem Herr Bahr seine bereits bezogene Villa gebaut hat — Emerich v. Bukovics. Vielleicht, sagte ich mir, hat irgend ein besonderer Umstand die Eintragung des Kaufvertrages verzögert?*) Immerhin — ein Theaterrichter muß auch den Schein vermeiden. Warum kauft sich Herr Bahr just in Ober-St. Veit an, warum löst er just Herrn v. Bukovics, über dessen Geschäft er öffentlich urteilt, einen Grundbesitz ab? Sind derartige geschäftliche Transaktionen zwischen einem Publizisten und einem Theaterleiter überhaupt zulässig? Und wo sind die Garantien gegeben, daß der Kaufpreis des Grundes

*) Sie geschah, wie sich gezeigt hat, erst am 8. November 1900, also fünf Monate nach meiner Publikation.

dem Werte entspricht?*) Aber ich verzichte auf alle Einwände. Herr Bahr versichert, er habe das Grundstück durch Kauf erworben. Meine Information war demnach ebenso unrichtig, wie mein ~~Kampf~~ gerecht.«

So ungefähr hatte ich gesprochen, wenn meine Gegner mir auf dem Terrain ihrer Presse entgegengetreten wären. So spreche ich heute, da sie es nicht getan, da sie aus der sinnverwirrenden Fülle der Beschuldigungen klaren Blickes zwei herausgehoben und den ganzen Kampf in die Sphäre einer trockenen Kriminalität gerückt haben. Ich habe ihn — und das ist das rühmliche Ergebnis dieser Gerichtsverhandlung — dem unfruchtbaren Boden wieder entzogen. Ich habe den Herren bewiesen, daß ihre ~~Beziehung~~, auch wenn der eine nie ein Ehrenwort gebrochen, der andere nie ein Grundstück geschenkt bekommen hat, eine unstatthafte ist. Ich habe bewiesen, daß junge, einflußlose Autoren sich von den allmächtigen Theaterlenkern alles gefallen lassen müssen, und deutlicher konnte dieser Schwächezustand der Öffentlichkeit nicht enthüllt werden, als durch die Vorführung eben jenes ~~Herrn~~ Holzer, der vor Gericht seine ~~Begeisterung~~ für Herrn Bukovics und seine Verachtung für mein Streben, ihn gegen den Unternehmer zu schützen, automatisch bekundete. Und daß Autoren, denen das kritische Nebenamt Einfluß über eine Theaterkanzlei verleiht, diesen Einfluß in schrankenlosester Weise ausnützen, konnte wieder nicht sinnfälliger als an der Figur eben jenes Zeugen Bukovics bewiesen werden, der mit zitternder Stimme die Größe seines »Freundes und Gönners« ins Haus rief und in jedem Worte die ~~Erkenntnis~~ der Überlegenheit des kritischen

*) In der Verhandlung wurde vorgebracht, daß der Kaufpreis des Bahr'schen Grundes: 4.25 Gulden per m², der Kaufpreis des Nachbargrundes (laut Briefes des Besitzers, Oberstleutnants v. Sturmthal in Graz) »auf Grund des seinerzeitigen Angebotes eines hervorragenden Wiener Architekten« 7 fl per m² beträgt.

Machthabers, dessen Fußtritte er einst verspürt hatte, verriet. Wahrlich, wenn Orgon und Tartüffe ihren Schöpfer Molière auf Ehrenbeleidigung beklagt hätten, drastischer wäre das Verhältnis ausgenützter Einfalt und geschäftsschlauer Freundschaft nicht zutage getreten.

Diese Geschwornenverhandlung konnte zuletzt keinen andern Zweck haben als den einer tatsächlichen Berichtigung. Zwei Mitteilungen, die ich im besten Glauben veröffentlicht, waren schlimmstenfalls unrichtig. Aber, daß hundert wirkliche Ehrenbeleidigungen zitiert und bewiesen werden könnten, darauf waren die Herren nicht gefaßt. Einstimmig haben die Geschwornen, die ja leider über nichts anderes entscheiden durften, die Unrichtigkeit zweier Informationen bekräftigt; einstimmig hätten sie, wäre sie ihnen gestellt worden und hätten sie sie verstanden, die Frage auf die Reinheit und Notwendigkeit meines Kampfes bejaht. Daß ich ihn jenseits der durch den Strafprozeß gesteckten Grenzen erläutern, daß meine Verteidigung sich zu einer Anklage gegen das von mir angegriffene System verwandeln konnte, danke ich der Loyalität eines nach allen Richtungen klugen Vorsitzenden, der in jeder Phase des Prozesses seine Ansicht verriet, daß das Treiben der Preßclique ebenso zu verurteilen sei wie der Herausgeber der ‚Fackel', der allzulange schon straflos eine Macht herausgefordert hatte. Als der Vertreter einer nach beiden Seiten gerecht abwägenden Justiz hatte er es so eingerichtet, daß das Beweisverfahren meine Gegner und mich das Urteil treffen sollte. Ich kann mich über diese Taktik nur zum Teil beklagen; ich durfte als Henkersmahl die Freiheit der Rede genießen und alle Zuhörer versicherten, daß der Freiherr v. Diestler »charmant gegen mich« war. Daß er wirklich charmant und gegen mich war, habe ich vor und nach seinem eindringlichen Resümee zu erfahren Gelegenheit gehabt...

Und ~~doch~~ wenn ich bedenke, daß die Zeitungen, so entstellte, willkürliche und gehässige Berichte die meisten auch brachten, ein gut Teil der von mir aufgedeckten Theaterkorruption der Kenntnis ihres Publikums vermittelt ~~haben~~, so kann ich die mir auferlegte Geldbuße nicht zu hoch finden; was ~~bedeutet sie~~ im Vergleiche zu der Summe, durch die ich die liberale Presse zur Verbreitung meiner Ideen im außergerichtlichen Wege hätte veranlassen müssen?

Zum Danke an die Presse der übliche Dank an das Publikum. Es hat mich — ich meine das Auditorium der Verhandlung — nicht minder eifrig, nicht minder verständnisvoll unterstützt. Ich werde es diesen Neugierigen, die so zahlreich versammelt waren, nie vergessen, daß sie nach zweitägigem angestrengten ~~Zuhören~~ noch die Kraft hatten, bei meiner Verurteilung in ein Indianergeheul auszubrechen. Rascher hätten die zwölf ahnungslosen Männer aus dem Volke nicht zur Erkenntnis gebracht werden können, wem zu Gefallen sie ihr Verdikt gesprochen hatten. Was mein Verteidiger ihnen angekündigt, eine Stunde später hatte es sich erfüllt, als tosendes Bravogeschrei ertönte und ein schadenfrohes Grinsen durch die versammelte Schar der Jobber, ~~Preßleute~~ und Libretto~~wucherer~~ ging. Nie sah ich auf solchen Gesichtern den Abglanz von so heiliger Begeisterung ruhen wie an diesem Abend, an dem ich nach zweitägigem, an Aufregungen reichem ~~Kampfe~~ einem harten Schuldurteil standhielt. Ich sah das verklärte Antlitz des Herrn Buchbinder, als der Klageanwalt mir die Tätigkeit des »Schnüffelns« imputierte, und ich gewahrte die freudige Erregung des die vorderen Reihen beherrschenden Sozialpolitikers Isidor Singer, als der Klageanwalt pathetisch verkündete, der Kampf gegen die Kreditanstalt und ~~Südbahn~~ sei kein antikorruptionistischer Kampf. Ich glaube, die Sicherung des Terminhandels auf ein

volles Jahrhundert, die behördliche Sanktionierung des »Schnittes«, die ~~Sanktionierung~~ des Wuchers hätte in dieser Gesellschaft keinen größeren Jubel wecken können als meine Verurteilung. Mich soll's nicht wundern, wenn ich noch erfahre, daß damals die liberalen Zeitungsherausgeber beschlossen haben, den Betrag des defraudierten Zeitungsstempels für eine Auflage den Armen Wiens zu spenden, und sicherlich ist in allen anständigen Häusern der inneren Stadt, im Palaste des Millionendiebes wie in der von Olbrich eingerichteten Hütte des schlichten Börseaners, an diesem Abend illuminiert worden. Psychologisch interessant, meint ein Leser der ‚Fackel', sei das plötzlich erwachte Solidaritätsgefühl aller jener inferioren Elemente gewesen, die sich sonst — im Existenzkampf — feindlich gegenüber stehen und die jetzt der durch die Angst geschärfte Instinkt zusammenrotten ließ: Alle gegen Einen. Und ein anderer Freund versichert, die Richtigstellung zweier Informationen im Gerichtssaal werde zwar mir nicht schaden, aber meinen erbärmlichsten Gegnern ungeheuer nützen. ~~Ich~~ glaube an den wahren und endlichen Sieg der Korruption, an eine totale Abstumpfung des öffentlichen Gewissens. Ach kann trotzdem nur wünschen, Sie mögen den Satz des Klageanwaltes, daß die ‚Fackel' ein gefährliches Blatt sei, durch jede Nummer zu bestätigen und zu widerlegen streben. Oder wollen Sie in der Auswahl Ihrer Gegner vorsichtiger sein? Nur Leute angreifen, die wirtschaftlich und sozial zu schwach sind, um Sie zu verklagen? Es könnte auch Einer auf die Idee kommen, Ihnen zu raten, Ihre Informationen sorgfältiger zu prüfen. Aber glauben Sie mir: daran liegt es nicht. Der Mann wäre ein Idealist. Lügen darf man, so viel man will; aber man muß achtgeben, mit wem und gegen wen. In Beziehung auf die Korruption jedoch gilt der Satz Goethes: ‚Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen

hätte'. Alle Welt fühlt sich wohl dabei. Stören Sie die Leute nicht, sondern setzen Sie sich zu Tische. Sie haben den Antikorruptionismus zu ernst genommen. Wenn man das kunstgerecht machen will, so muß man dem Wissenden zu verstehen geben, daß man auch anders könnte, wenn man wollte. Dann geht's . . . Sollte wirklich der Antiliberalismus an jenem 23. Februar eine Schlacht verloren haben? Es wird immer klarer, daß unsere Gegner die Zeichen der Zeit besser verstehen als wir.«

— — — — — — — — — — — — — — — —

»Na, und wenn schon der Bukovics dem Bahr das Grundstück geschenkt hat — was geht denn das den Kraus an?« So lautete die Frage, der man in den letzten Tagen da und dort in Wien begegnen konnte. Sie bezeichnet das ethische Niveau, auf dem sich auch die wiederholte verzweifelte Erklärung des Zeugen Bukovics bewegt hat: wie er sein Repertoire mache und ob er Herrn Bahrs Stücke am Sonntag oder nur an Wochentagen gebe, dies sei seine Privatsache, in die sich niemand zu mischen habe. Der Klageanwalt, in seinem Privatleben Sozialdemokrat, pflichtete dieser Anschauung durch den immer wieder erhobenen und dem Gedankenkreise des Franz Josefskai entlehnten Einwand bei, daß ich mich um das Berliner Defizit des Herrn Bukovics nicht zu kümmern brauche, weil ich's ja doch nicht zu »zahlen« haben werde. Von dem Standpunkte dieser Ethik aus wäre ich am Ende freigesprochen worden, wenn es mir gelungen wäre, nachzuweisen, daß ich ein persönliches Interesse hätte, den Kampf gegen Herrn Bahr führen: dann würde meine »Einmischung« erklärlich, und der Ausgleich einer mir etwa von Herrn Bahr zugefügten Beleidigung mit der Betätigung meines Rachebedürfnisses gäbe eine glatte Rechnung. Welcher Teufel aber plagte mich, den Herren Bahr und Bukovics ohne persönlichen Grund so hart zuzusetzen? Von dem Standpunkte dieser Ethik aus wurde ich

verurteilt. Ich war es in dem Augenblick, als der Theaterunternehmer den zwölf anderen Geschäftsleuten, die auf der Geschwornenbank saßen, zurief: »Der Mann stört mir das Geschäft!« Es war die stumme oder ausgesprochene Frage der Unbefangenen, welchen »Grund« — Pardon — ich habe, mich in die Beziehung eines Kritikers und eines Direktors, die beide »leben wollen«, einzumischen. So unbefangen waren meine Richter. Und alle Anderen gaben mir Unrecht, weil sie einen persönlichen Grund hatten, auf meiner Seite das Unrecht zu wissen. Vor solchem Forum sollten subtile Fragen der Ethik verhandelt werden! Schien da nicht die Zurückleitung des Streites in das enge Bett der Kriminalität fast ein erlösender Ausweg? Man fand es erheiternd, daß vom Kritiker die gleichen Garantien für Unbefangenheit gefordert werden sollten wie vom Richter. Nun, es ist bekannt, daß ein Speidel, der sich seiner menschlichen, im lyrischen Naturell begründeten Schwächen wohl bewußt war, nach Tunlichkeit sogar die persönliche Bekanntschaft der Burgtheaterschauspieler zu meiden suchte. Aber Herr Bahr, der die Kritik wirklich nur im Nebenamt betreibt, sprach auch theoretisch seine Geringschätzung für die Aufgabe des freien, unabhängigen Rezensenten aus ... »Ein Kritiker ist Richter, und ein Richter muß auch den Schein wahren«, sagte der Vorsitzende des Theaterprozesses, der am 23. Februar in — München verhandelt wurde und der mit der Niederlegung des kritischen Amtes seitens des klagenden Theaterreferenten, der der Beeinflussung bezichtigt war, endete.

HS

können, wird immer sichtlicher. Und nun beginnt er, den Reporter nach seinen Ansichten über moderne Schauspielkunst zu befragen. »Meinen Sie nicht?« und »Meinen Sie nicht auch?« Dies und das begehrt der Dichter zu wissen. »Wir waren beim Burgtheater angelangt, aber Gerhart Hauptmann sagte, er wolle mich noch ein paar Schritte begleiten. Jede Kunst braucht Tradition, bemerkt er«, neugierig, was der Begleiter darauf zu erwidern haben werde. Aber schließlich ruft die Pflicht. »Es war ein anregender Spaziergang gewesen, ein genußreiches Gespräch«. Kein Ausfratscheln nach Stimmungen und Absichten mehr, kein halbes Hinhorchen und Aufschnappen biographischer Bekenntnisse. Gerhart Hauptmann fragte, freute sich und ging angeregt von dannen. Ein Stück Schmockwelt, gesehen durch das Auge einer Persönlichkeit. Die andere Methode hat sich überlebt. Denn ni ht nur, daß die Dichter nichts mehr zu sagen wissen; die Reporter wissen auch nichts mehr zu fragen. Den Chefredakteuren, die ihre Leute zur Belästigung ankommender Berühmtheiten entsenden, bereitet die Auswahl der vorzulegenden Probleme seit längerem gelinde Verlegenheit. Vor fünf Jahren kam derselbe Gerhart Hauptmann, damals schon berühmt genug, um ausgefragt zu werden, zur Première der »Versunkenen Glocke« nach Wien. Jener Rudolf Lothar, der, selbst ein unerschrockener Begleiter hervorragender Persönlichkeiten, als Herausgeber einer Wochenschrift das Kind im Mutterleib interviewen ließ, erkannte sofort, daß man da etwas tun müsse, und winkte einen erprobten Mitarbeiter herbei, von dem bekannt war, daß er den Ministerpräsidenten beim Aussteigen auf dem Ischler Bahnhof und den Bruder eines pestkranken Spitaldieners in einer Tabak-Trafik interviewt hatte. Nun aber äußerte dieser ~~Unerschrockene~~ verlegen, ein Dichter sei doch etwas zarter zu behandeln, und er möchte den Mann, der vielleicht noch nie interviewt worden sei, nicht gleich

gesperrtem Druck der Ewigkeit überliefert werden? Im Namensregister findet sich nicht nur Aischylos, sondern auch Frau Anatour, nicht nur Balzac, sondern auch Frl. Bock, nicht nur Flaubert, sondern auch Frl. Fenzella, und Frl. Giesrau hat an der Seite Goethes, Frl. Sobjeska neben Sokrates Platz genommen. Aber Herr Bahr fand, in die Enge getrieben, noch eine andere Erklärung für die nachträgliche Redaktion. Er sei als Kritiker der ‚Deutschen Zeitung' die Nachtarbeit nicht gewohnt gewesen und habe in nervöser Hast über manchen Schauspieler und Regisseur Worte von einer Heftigkeit gefunden, die ihn schon am nächsten Morgen gereut hätte. Die Reue glaube ich Herrn Bahr, aber ich glaube nicht, daß sie ihn so rasch überkommen hat. Er müßte denn schon in der Nacht nach einem wütenden Volkstheaterreferat von den zukünftigen Tantièmen des Volkstheaters geträumt haben. In Wahrheit ist er aber erst »nach und nach« von den heftigen Forderungen zu einer reinen Freundschaft mit dem Deutschen Volkstheater gekommen. Warum hat er den Tadel nicht gemildert, sondern gänzlich entfernt? Auf den Vorhalt, daß er ja zwar bei der ‚Deutschen Zeitung', aber nicht bei der Wochenschrift ‚Die Zeit' als Nachtkritiker angestellt war, hat er überhaupt nichts zu erwidern vermocht.

Ich habe in meiner Verteidigungsrede erklärt, daß sonst höchstens der Wahrscheinlichkeitsbeweis für eine Beeinflussung gelingen könne, da man ja einen psychischen Vorgang nicht beweisen könne. Die rechte Hand, sagte ich, schreibt günstig und die linke nimmt Tantièmen; ein kausaler Zusammenhang sei wahrscheinlich, denn es sei auffallend, daß die eine immer günstig schreibe, wenn die andere Tantièmen bezieht. Gleichwohl: die Rechte kann sich darauf ausreden, sie wisse nicht, was die Linke tut. Der Weg, den der kritische Gedanke von dem Gehirn durch die Feder bis auf das Papier nimmt, ist

schwer zu kontrollieren und die Hemmung durch ein materielles Interesse gerichtsordnungsmäßig nicht zu beweisen. Anders bei Herrn Bahr. Er ist vielleicht der einzige Kritiker, der einen offenen Einblick in die Werkstätte seiner Sympathien und Antipathien gestattet. Er ist nämlich nicht dabei stehen geblieben, Gedanken auf ihrem Wege zu sichtbarer Kritik zu verändern. Er hat die sichtbare kritische Äußerung selbst verändert. Das ist ein seltener Fall, und darum der Betrachtung besonders wert. Herr Bahr will uns in seinem Sammelwerke zeigen, wie er allmählig von den heftigen Forderungen einer recht vagen Schönheit abgekommen ist, aber er enthält uns die heftigen Forderungen vor, und es bleibt nichts übrig als die Schönheit. Da gibt es Feuilletons, die dem oberflächlichen Blick wörtlich herübergenommen scheinen; aber wer näher zusieht und genau vergleicht, entdeckt, daß da und dort ein ganzes oder halbes Sätzchen, eine Bosheit gegen Herrn Bukovics, ein Tadel gegen seine Schauspieler weggelassen ist. Und das gibt dann Entdeckerfreuden, um die einen selbst Herr Bahr beneiden könnte. Der Berliner Schriftsteller Fritz Mauthner, den ich um ein Gutachten über die Frage der Kopatibilität des Kritiker- und des Autorberufes ersuchte, hatte keine Ahnung, um welche Persönlichkeit es sich in meinem Prozesse handle, als er die Worte niederschrieb: »Die bewußte Fälschung der eigenen Meinung gehört auf ein Gebiet, das ich lieber nicht betreten will.« Und er hat dabei gewiß nicht einmal an Veränderung von bereits geschriebener Meinung gedacht. Wie wird er verblüfft sein, die folgende Zusammenstellung zu lesen:

Buch:	Zeitung:
»Zwei glückliche Tage.« Von Schönthan und Kadelburg.	‚Deutsche Zeitung', 27./1. 1893:
»Sie (die Wiener) lachten ohne Arg und ließen es sich fröhlich gefallen. Ich finde das sehr nett	»Sie (die Wiener) lachten ohne Arg und ließen es sich fröhlich gefallen. Ich finde das sehr nett

›Das Märchen.‹ Von Artur Schnitzler.

›— — Auch Herr Giampietro und Herr Kutschera, als dumme Wiener ‚Lebebuben', waren unübertrefflich. Herr Nhil schien heute — —‹

‚Deutsche Zeitung', 2./12. 1893:

›— — Auch Herr Giampietro und Herr Kutschera, als dumme Wiener ‚Lebebuben', waren unübertrefflich. Herrn Kutschera muß ich das besonders sagen. Er ist oft elend, niederträchtig, schändlich, weil man ihn in falsche Rollen stellt. Aber jetzt weiß ich, daß er ein Künstler ist. Herr Nhil schien heute — —‹

*

›Komödianten‹. Von Eduard Pailleron.

›— — In der Wiener Bearbeitung der ‚Komödianten' fehlt eine Szene, die an der Komödie der beste Treffer des Stückes ist — — —‹

Schluß: ›Die Wiener Darstellung versagte. Nur eine Szene im dritten Akte wurde von der Sandrock und Herrn Nhil — — — schön gespielt, natürlicher, freier und verständiger selbst als an der Komödie.‹

‚Zeit', 27. Oktober 1894.

›— — In der Wiener Bearbeitung der ›Komödianten‹, die von einem Analphabeten*) sein muß, der weder deutsch noch französisch kann und die Gesetze der Sprache so wenig als die Gesetze des Anstandes ahnt, in dieser ganz dummen und phantastisch jämmerlichen Verstümmelung fehlt eine Szene, die an der Komödie der beste Treffer des Stückes ist — — —‹

›Die Wiener Darstellung versagte. Eine Szene im dritten Akte wurde von der Sandrock und Herrn Nhil — — — schön gespielt, natürlicher, feiner und verständiger selbst als an der Komödie. Alles andere war unbeschreiblich elend, albern und gemein — man konnte sich fast im Raimundtheater glauben.

*) Die Wiener Bearbeitung der ›Komödianten‹ rührte von Emerich v. Bukovics her.

den Meldzettel hingereicht hat. Wollten wir der Presse glauben, so stände es fest, daß der Dichter seine Hände noch nicht vom Bahnstaub gereinigt hatte und schon Gedanken aussprach, wie: »Die Art des Gestaltens bestimmt die Kunstform« und »Gott war ein Former, er schuf«. Hatte er wirklich das Bedürfnis, einem vom Hotelportier herbeigewinkten Eckermann solche oder noch tiefere Bekenntnisse ins Ohr zu flüstern? Die ehrliche Nichtschätzung, die unsere Zeitungseigentümer für alles Künstlerische haben, der Hochmut, mit dem sie die Literatur gleichsam als eine unvermeidliche Begleiterscheinung des »lokalen Teils« behandeln, tritt so recht zutage, wenn man sich die Leute besieht, die in Wiener Redaktionen zum Empfang berühmter Männer designiert werden. Der nämliche Stenograph des volkswirtschaftlichen Teils der ‚Neuen Freien Presse', den man jetzt einem Gerhart Hauptmann ins Hotel geschickt hat, durfte schon vor anderthalb Jahren in Christiania vor Henrik Ibsen Österreichs Literatur repräsentieren. Er sprach damals die Hoffnung aus, daß die »Sonne die Stirne des Dichters von den Runzeln, welche die schmerzhaften Beine erzeugen, gänzlich glätten« werde, und bestätigte, daß Ibsen ein »interessanter Charakterkopf« sei. Es war eine für Ibsen unvergeßliche Begegnung. »Gerne hätte ich noch länger in die klugen Augen des Dichters geblickt«, schmeichelte der Stenograph, »und seiner verständig klaren Rede gelauscht, doch gedachte ich der Schonung, deren Ibsen noch in hohem Maße bedarf, und erhob mich zum Abschied«. Was aber tat nun Ibsen? Er »ließ es sich nicht nehmen, mir das Geleite bis zur Tür zu geben, und entschuldigte sich noch in liebenswürdiger Höflichkeit wiederholt, daß er wegen seines leidenden Zustandes meinen Besuch im Hotel nicht erwidern könne«. Und nicht genug daran: »Als ich die Treppe hinabgestiegen und wieder auf die Straße getreten war, da blickte ich auf den

INTERVIEWS

Dezember 1902

›Die Frage, ob er schon wieder ein neues Werk in Angriff genommen habe, verneint Hauptmann. ‚Ich muß mich erst von dem einen Werke wieder völlig losgerissen haben, dann kann ich erst Neues anfangen. Es dauert immer einige Zeit bei mir, bis ich mich in einem neuen Milieu zurechtfinde.‘ Den Freunden Hanptmann's ist es bekannt, daß er nach der Vollendung eines Werkes für das nächste immer einen völlig neuen Stoffkreis sucht.‹

›‚Und jetzt‘, fährt er fort, ‚arbeite ich an einem Stück, das ‚Die Wiedertäufer‘ heißen wird. Es behandelt das Auftreten der Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert in Münster. . . Oh, es ist ein so ungemein reicher und umfassender Stoff. Diese vielen fanatisierten Gruppen und Figuren! . . Es ist ein durchaus tragischer Stoff. Ich habe schon mehrere Akte fertig und fünf werden es im Ganzen sein.‹

Das Treiben der Interjuifs weckt längst das Mitgefühl mit den berühmten Männern, die, den Reisekoffer in der Hand, nicht wissen, ob sie früher den Meldzettel des Zimmerkellners ausfüllen oder dem neugierigen Reporter Auskunft über ihre künstlerischen Absichten erteilen sollen. Von wo kommen Sie? Wohin reisen Sie? Wohin sind Sie zuständig? tönt's von der einen —, Was schreiben Sie? Mit wem verkehren Sie? Was halten Sie von der Medelsky? von der andern Seite. Aber es zeigt sich, daß die aufwartenden Reporter nicht einmal das Tatsächliche festzuhalten vermögen, und man kann nach dem publizistischen Niederschlag der letzten Dichtergespräche getrost annehmen, daß Gerhart Hauptmann irrtümlich dem Zimmerkellner Aufschlüsse über sein nächstes Drama gegeben und einem Interviewer

Balkon. Dort saß der greise Dichter wieder und winkte mir noch freundlich zu«. Wäre er also damals nicht so leidend gewesen, wir hätten vielleicht das für den Austausch zweier Kulturen symbolische Schauspiel erlebt: Henrik Ibsen macht dem Stenographen der ‚Neuen Freien Presse' einen Gegenbesuch . . . Nach dem Zola'schen Muster der Definition des Kunstwerkes könnte man sagen: Interview = Persönlichkeit, gesehen durch das Auge eines Schmocks. Aber ist es nicht frevelhaft, wenn unsere Zeitungen diese Herabsetzung als Sport betreiben? Frommt sie dem Publikum, wenn der zum Erfassen der Künstlerpsyche beorderte Reporter nicht einmal fähig ist, die paar Tatsachenbrocken, die ihm hingeworfen werden, aufzuschnappen und zu behalten? Der Künstler interviewe den Schmock! Denn viel interessanter und lehrreicher, als wenn der Reporter ein Dichterherz zu anatomieren sucht, wäre es, wenn ein Dichter uns endlich die Struktur der Reporterseele zeigen wollte. Die besondere Liebenswürdigkeit Henrik Ibsen's läßt bereits auf eine gewisse Bereitwilligkeit schließen, und auch Gerhart Hauptmann's Unterredung mit dem Abgesandten des ‚Neuen Wiener Journals' zeigte Ansätze zu jener Neuerung. Hier war es nicht mehr »Ein Besuch bei«, sondern »Ein Spaziergang mit Gerhart Hauptmann«. Und man höre. »‚Zimmer Nr. 42!', sagt der Portier, ‚Sie können unangemeldet hineingehen. Er erwartet Sie!'«. Freundlicher Händedruck. »Fürchten Sie nichts, ich will Sie nicht interviewen.« Nein, es soll eine Unterhaltung zweier gleichgestimmter Köpfe werden. »Wir plaudern über Verschiedenes.« Aber so sehr es Gerhart Hauptmann freut, — »der Dichter sieht auf die Uhr« . . . »‚Sie gehen doch ein paar Schritte mit mir? Wir können dann weiter sprechen'« . . . »Auf dem Wege ins Theater spinnen wir die Unterhaltung fort.« Das Vergnügen Gerhart Hauptmanns, mit einem Vertreter des Hauses Lippowitz & Co. gemeinsam spinnen zu

werfen. — — — — — — — — — — — — Ärgere Unnatur ward noch nicht erlebt und selbst der gewiß sanfte, geduldige und zahme Hörer dieses Hauses wurde heute wild, daß der Zorn bald unerquickliche Formen genommen hätte. (Folgt Lob einiger Schauspieler.) Ich bin von dem Verdachte frei, diese Schauspieler über Gebühr zu schätzen. Aber es muß doch gesagt werden, daß es sie degradieren heißt, wenn man immerhin ernsthaften und künstlerisch ehrbaren Leuten den Schimpf zumutet, mit einer so unwürdigen Partnerin zu spielen.«

*

»Der Talismann.« Von Ludwig Fulda.

Schluß: »— — und der Menge immer nur ihre gewohnte eigene Weise gibt.«

‚Deutsche Zeitung', 5./11. 1893:

»— — — und der Menge immer nur ihre gewohnte eigene Weise gibt. (Folgt ein Tadel der Darstellung, die weit hinter der Berliner zurückbleibe.) Frl. Odilon bleibe »stets die zappelige Berliner Soubrette«. Der Jubel der Herrn Tewele (den kurz zuvor Entlassenen) empfing, »mag die Direktion oder das Sekretariat oder wer sonst jetzt gerade im Volkstheater an der Herrschaft ist lehren, solche Scherze, die zu behaupten sie doch die Autorität nicht hat, künftig lieber bescheiden zu lassen.«

*

Wahrheit und Stimmung verzichten und behaglich in breiten Spässen plätschern, trifft diese Bühne. Sie werden, wenn man sich in das steife, träge, nervenlahme Tempo, das hier nun einmal Sitte ist und jede Vorstellung um eine Stunde verschleppt, geduldig fügt, erträglich gespielt. Freilch, ohne jede Führung, welche die Klänge verbinden und ordnen würde. — — — Auch Frau Odilon weiß zu gefallen, was nicht recht begreiflich ist da sie die flotte Amerikanerin doch im Ton und in den Gesten verfehlt und statt die wunderlichen Reize der britischen Zunge zu treffen, stottert sie ein künstliches Kauderwelsch, das es nicht gibt und bringt wieder ihre spitzen, unveränderlich berlinischen Mätzchen; aber die Leute klatschen, und so verdienen sie es ja nicht besser.«

»Malaria.« Von Richard Voß. Schluß: »— — — erst die Stimmung vorbereiten müßte.«

‚Deutsche Zeitung', 22./10. 1893:

»— — — erst die Stimmung vorbereiten müßte. Hier freilich hätte auch die beste Kunst nicht geholfen. Hier hätte auch ein literarisches Werk versagt. Hier mußte das Stück ohne Verschulden des Dichters, durch die elenden und schändlichen Mätzchen der Fr. Elmenreich fallen, die es vermochte, selbst den unwiderstehlichen 1. Akt zu

den Gesten sind ihre Mittel, und jede ›Nuance‹ ist vor dem Spiegel gemacht, ausgekostet und erprobt; das Herz hat keinen Teil und wer gefühlte Kunst will, die nichts künstelt, mag sie nicht leiden. Aber ich darf nicht verhehlen, daß sie bei uns den Leuten noch immer gefällt; man jubelt ihr begeistert zu und so ist vorläufig das Recht auf ihrer Seite. Vielleicht wird sich das ändern, wie es sich in Berlin für Klein geändert hat, gegen den ich lange der einzige Prediger für die Wahrheit der Empfindung war. Die Familie Klemm wird polyglott gespielt: Herr Tyrolt böhmet Frau Berg und Frl. Glöckner wienern und Frl. Odilon berlinert u. s. w.‹

*

›Rosmersholm.‹ Von Henrik Ibsen.
Schluß: ›— — vortrefflich.‹

‚Deutsche Zeitung‘, 5./5. 1893:

›— — vortrefflich. Den Ulrik Brendel verfehlte Herr Weiße*) in Maske, Haltung und Rede. Herr Löwe machte aus dem starren und trotzig-fanatischen Rektor einen weinerlich polternden Meßner u. s. w.‹

*

›Eine Palastrevolution.‹ Von R. Skowronnek.
Schluss: ›— — welche von selber kommt.‹

‚Deutsche Zeitung‘, 15./10. 1893.

›— — welche von selber kommt. Der Darstellung gebürt heute Lob Den Stil solcher Benedixiaden. welche auf

*) Vgl. damit: ‚Neues Wiener Tagblatt‘, 6. Juni 1900 (Wechselgastspiel): ›— — — Die Episoden des Brendel und des Mortensgard, mit welchen ja auch unsere Weiße und Meixner viel Glück hatten.‹

und freue mich, daß ihr milder und besonnener Geschmack, der immer mühelos das Rechte trifft, die nicht unbedenkliche Probe, auf die ich keinen Berliner stellen möchte, mit Anmut und Heiterkeit gewann. Schauspielerisch sind solche Stücke ein Unglück . . .

Schluß: »— — — Aber sonst kann man es wohl aus vielen Erfahrungen als Regel behaupten, daß in solchen Stücken die besten Schauspieler gerade am schlechtesten spielen.«

und freue mich, daß ihr milder und besonnener Geschmack, der immer mühelos das Rechte trifft, die nicht unbedenkliche Probe, auf die ich keinen Berliner stellen möchte, mit Anmut und Heiterkeit gewann. Ob es freilich gerade diesem Direktor geziemte, gerade in diesem Hause, das Wiener Bürger für sich erbauten, das Experiment auf die Gutmütigkeit der Wiener zu wagen, das wäre eine andere Frage. Schauspielerisch sind solche Stücke ein Unglück . . .

»— — — Aber sonst kann man es wohl aus vielen Erfahrungen als Regel behaupten, daß in solchen Stücken die besten Schauspieler gerade am schlechtesten spielen. Dagegen für die schlechten, mit Mätzchen und Manieren, ist es gewöhnlich ein Triumph. Für Herrn Tyrolt war es heute ein Triumph.«

»Lolo's Vater.« Von Adolf L'Arronge.

Schluss: »— — — Er (der Erfolg) gehört auf das Konto des Herrn Tyrolt. Seine Kunst hat den Abend gerettet.«

‚Deutsche Zeitung', 19./3. 1893:

»Er gehört auf das Konto des Herrn Tyrolt. Seine Kunst hat den Abend gerettet. Sie ist, wenn man mir deswegen auch noch so grobe Briefe schreibt und schreiben läßt — ich kann mir nicht helfen, sie ist nicht nach meinem Geschmacke, weil ihr jede Natur und der schlichte Adel der Empfindung fehlen und alles immer aus dem Kopfe kalt berechnet wird; verblüffende Masken, der billige Spaß verlachter Dialekte, die sie freilich unvergleichlich meistert, Wunderlichkeiten im Gange, in

I

»WIENER THEATER«

Februar 1901

ist das Sammelwerk betitelt, das Hermann Bahr im Jahre 1899 als ein Dokument seiner Entwicklung herausgab. In der Vorrede heißt es ausdrücklich: »Diese Sammlung von Rezensionen, die ich, von 1892 auf 1898, erst in der ‚Deutschen Zeitung', dann in der ‚Zeit' über Wiener Theater geschrieben habe, soll zeigen, wie ich von unsicheren, aber desto heftigeren Forderungen einer recht vagen Schönheit nach und nach doch zu einer reinen Ansicht der dramatischen Kunst gekommen bin.« Da Herr Bahr gleichzeitig aber auch — »nach und nach doch« — zu Tantièmen gekommen ist, so durfte er nicht alle Feuilletons, die er seinerzeit geschrieben, in das Buch aufnehmen. Solche Vorsicht erheischte natürlich nur die Abteilung: »Deutsches Volkstheater«. Hier mußten nicht nur gewisse Feuilletons gänzlich weggelassen, sondern aus anderen gewisse Stellen eliminiert werden. Was verschlug's, daß da und dort der Sinn in sein Gegenteil verkehrt ward? Als ich Herrn Bahr am Tage des Gerichts seine nachträgliche Veränderung früherer Urteile über das Theater der Herrn Bukovics vorhielt, nahm ich bloß eine Ausrede, die denn auch pünktlich aufmarschierte, vorweg: »Bemerkungen über Regie und Schauspieler, zumal solche tadelnder Natur, seien nicht geeignet, für die Ewigkeit festgehalten zu werden.« Wie kommts, daß aller Burgtheatertadel sorgsam konserviert wurde? Und wie ist es zu erklären, daß in der Abteilung »Raimund-Theater« die kleinsten Schauspieler, ja die letzten Statisten in

bei seiner Ankunft im Hotel überfallen und überdies — »Herr Doktor, wonach soll ich ihn ~~denn~~ eigentlich fragen?« »Weiß ich?« antwortete Rudolf Lothar. »Ich auch nicht«, entgegnete der Zauderer. »Es wird Ihnen schon was einfallen«, versetzte Lothar. »Wenn mir aber nichts einfällt«, zuckte der Sklave. »Wenn Ihnen nichts einfällt«, sprudelte Lothar hervor, »wissen Sie was? Fragen Sie ihn nach seiner Weltanschauung!« Sprach's, und stürmte mit seiner Aktentasche, in der ein Libretto, eine Ibsenmonographie und ein Vortrag über Frauenmode ruhten, neuen Zielen entgegen . . .

ADEL UND JOURNAILLE

Mai 1902

Die Journaille fühlt demokratisch. Aber nur im allgemeinen. Sie bekämpft die Monarchie als »Institution«, sie haßt den Adel als »Kaste«, sie steckt an Festtagen die zerschlissenen Ideale der Gleichheit aus. Aber die märzgefallene Dame pflegt ihre Grundsätze nicht zu persönlichen Antipathien zu mißbrauchen, und bei aller programmäßigen Abneigung gegen die Klasse hat sie sich noch stets zärtlicher Beziehungen zu deren Vertretern überführen lassen. Sollte es dem Aufklärungseifer unserer »demokratischen Organe« einst gelingen, die Menschheit auf jene Höhe zu führen, die die Existenz eines hohen Adels überflüssig erscheinen läßt, so kann man überzeugt sein, daß sie dem p. t. Publikum die Notwendigkeit der Erhaltung aller Grafen und Barone predigen werden. Es ist nicht abzusehen, was die Publizistik des österreichischen Bürgertums ohne Aristokratie anfangen würde; die schmerzliche Vereinsamung der Lakaienseele wäre ihr und uns unerträglich. Gewohnt, die Errungenschaften der französischen Revolution in der Freiheit zu genießen, sich allerhöchsten Trousseaus nähern zu dürfen, geübt, das Ausmaß der Menschenrechte in dem Recht zu erblicken, daß man dem Volke die Zahl der über ein fürstliches Nachthemd hingestreuten Tupfen verkünden darf — wie sollte man sich so rasch einer neuen Ordnung der Dinge anpassen? Eben hat man es glücklich dahin gebracht, daß die Prinzen wie Fiaker und die Fiaker infolgedessen wie

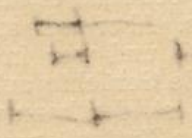
Die Schulden des Grafen Kielmansegg, von denen man lange nicht mehr in Wien sprach, deren Ruf endgiltig zu tilgen, die Gräfin in den Schwurgerichtssaal entsendet ward und von denen man erst seit dieser Zeugenaussage wieder häufiger spricht, sind ein herzlich uninteressantes Kapitel. Daß Escompteure durch Jahre über Kielmanseggsche Wechsel als einen schlechten Handelsartikel klagen durften, ohne daß es gelang, auch nur einen der stadtbekannten Verbreiter des Gerüchtes zu fassen, ist das einzig Bemerkenswerte an der Sache. Aber ungleich interessanter bleibt die Dreistigkeit, die uns die wirklichen oder erfundenen Geldkalamitäten einer Familie zu einer atemraubenden Sensation hinaufschwindeln möchte. »Gräfin Anastasia Kielmansegg ist heute als Zeugin vernommen worden« — mit diesem schweren Ton aus seiner Jerichoposaune eröffnet Herr Benedikt den Leitartikel, der eine niederschmetternde Anklage gegen jene »heimliche Niedertracht« enthält, die es so lange gewagt hatte, von den Schulden des Grafen Kielmansegg zu tuscheln. (Und so eindringlich, daß einmal sogar die falsche Allarmnachricht »Wechsel in der Statthalterei« verbreitet werden konnte.) Aber am nächsten Tage erscheint die ‚Wiener Allgemeine Zeitung', ein Blatt, dem man einige Lokalkenntnis der Hintertreppen liberaler Politik zutrauen kann. Es erbost sich nicht weniger über den Stadtklatsch, der das gräfliche Paar verleumdet hat; aber es schreibt auch wörtlich: »Die Lueger-Majorität zog in den Landtag ein, und Graf Kielmansegg schenkte seine Sympathien deutlich dem neuen Regime und dessen leitenden Personen. Die antisemitische Presse hatte von da ab an dem Grafen nichts mehr auszusetzen, aber einzelne liberale Blätter, u. a. das größte liberale Blatt Wiens, übernahmen nun das Geschäft, mit halben Anspielungen, beziehungsreichen Scherzen mehr die angebliche materielle Mißlage des

Prinzen sprechen — und dieses Triumphs demokratischer Ausgleichung sollte man sich eines schönen Tages leichtfertig begeben? Nein, nur zwischen Junkerhochmut und Bürgerstolz und solchen langweiligen Begriffen gähnt eine soziale Kluft. Aber wenn die Leutseligkeit der Speichelleckerei entgegenkommt, bleibt keine liberale Sehnsucht ungestillt. Darf der schlichte Vorstand eines journalistischen Vereins mit einer wirklichen Fürstin Blumenkorsos arrangieren, dürfen die schlichten Mitglieder dieser Körperschaft feudale Betten beschnuppern, so wäre es töricht, zwischen Ständen, die einander nur noch um den Mangel an Vorurteilen beneiden, Haß und Zwietracht säen zu wollen.

So war denn die Haltung eine durchaus entsprechende, die die führenden Blätter des deutsch-österreichischen Bürgertums, das freisinnige und das demokratische Organ, an dem Tage bewahrten, da die Gattin des Statthalters im Schwurgerichtsprozesse Pajarola als Zeugin vernommen wurde. Sie schrieben Leitartikel, sie brachten Stimmungsberichte, und sie gaben dem Gerichtssaalberichterstatter eine Toilettenberichterstatterin zur Seite. Und durch den liberalen Blätterwald zog das gewisse Geräusch, das von den Lippen ehrfürchtiger Männer des Schottenrings hörbar wird, wenn einer den Namen Taussig eitel nennt, jenes Geräusch, über das einst der an Applaus gewöhnte Sonnental bei einem Gastspiel in Lodz erschrocken sein soll, jener undefinierbare Zischlaut der Bewunderung .... Im fernen Osten der Monarchie aber mögen die Demokraten gelächelt haben: nicht nur über das Gut in Beßarabien, auf das die Gräfin Kielmansegg zum Beweise, daß sie keine Schulden habe, stolz hinwies, sondern auch über die Leitartikelehren, die auf das Haupt des Fräuleins Lebedeff gehäuft wurden, weil sie Gräfin geworden ist und Schönbrunner Wohltätigkeitsakte durch falsches Singen stören darf.

Statthalters polemisch auszubeuten . . .« Um zu diesem Schlag auf den Heuchlermund der ‚Neuen Freien Presse' auszuholen, bedurfte es im Grunde nur eines guten Gedächtnisses. ~~Aber wer~~ auch das, was nicht gedruckt wird, ~~weiß~~ und ~~wer~~ in den Gesellschaftssumpf, aus dem üble Gerüchte aufsteigen, ein wenig tiefer eingedrungen ~~ist, der kann~~ vielleicht auch den Urheber der über den Statthalter von Niederösterreich verbreiteten Geldgeschichten bezeichnen: Einen, der ‚Neuen Freien Presse' ganz nahestehenden, von ihr immer wieder genannten Herrn, dessen ernstes Streben auf die Erlangung einer Truchseßstelle abzielt und der darum schon seit Jahren bei allen passenden Gelegenheiten öffentlich die Volkshymne singt. In dem Grafen Kielmansegg wittert er den Dämon, der seinen Hochflug zu hemmen in die Welt gesendet ward, und dieser Dämon hat auch wirklich bei einem Diner im Hause des Ehrgeizigen nicht nur abgesagt, sondern sogar eine Zeitung, die ihn als anwesend nannte, berichtigt. Das ertrüge kein Gastgeber, der Truchseß werden will, und der Entschluß, der Residenz eine Geschichte zu erzählen, ist bekanntlich sogar in dem Busen eines Schillerschen Idealisten gereift. . .

Aber die Verwegenheit, die am hellichten Tage »Haltet den Verleumder!« ruft, nachdem sie so oft schon, wo sie geplündert hatte, »Haltet den Dieb!« gerufen, wird doch von der Niedrigkeit einer Gesinnung übertrumpft, die sich an der bloßen Vorstellung einer gräflichen Zeugenaussage berauscht. Wo's dem Leitartikler die Rede verschlagen hat, findet der Gerichtssaalberichterstatter Worte stammelnder Galanterie. Die Konstatierung des Alters der Zeugin wird ihm zum »pikanten« Erlebnis. Das Bürgertum lauscht gespannt: Gräfin Kielmansegg wird die Zahl ihrer Jahre angeben. Doch ach, die Generalien werden verlesen und man hört, »da der Präsident hier nicht deutlich sprach«, nur »—zig Jahre«. So bleibt dem Gerichtssaalberichterstatter nichts übrig als den



gedruckt stehen: »Zur Beachtung: Ihr Ausbleiben würde die Verhängung einer Geldstrafe von 10 bis 100 Kronen und nötigenfalls die Erlassung eines Vorführungsbefehls, sowie die Auferlegung des Ersatzes der Kosten im Falle der Vereitlung der Hauptverhandlung nach sich ziehen. Ein Anspruch auf Zeugengebühr ist längstens innerhalb 24 Stunden nach der Vernehmung bei sonstigem Verluste zu stellen.« Die Gräfin Kielmansegg hat mit ostentativer Absichtlichkeit eine Zeugengebühr nicht beansprucht.

Präsidenten an Delikatesse zu übertreffen. Dieser gab das Alter der Zeugin mit »zig Jahren« an. »Doch redeten«, ruft jener, »deutlicher als der Präsident die jugendfrischen Züge und die elastische Gestalt der Gräfin.« Nachbarin, euer Brechmittel! . . . Aber der Herr Kollege von jenem Organ, das sich ausdrücklich demokratisch nennt, ist noch galanter. Wir sehen ihn atemlos hinter der Exzellenz vom Tore des Landesgerichtes bis zum Schwurgerichtssaal beschäftigt. Und nun kommt das Große. »Unter allgemeiner Spannung betrat Gräfin Kielmansegg den Saal. Sie trug ein tegethoffblaues Cheviotkostüm, das offene Jäckchen mit großen Metallknöpfen geschmückt, eine crême Bluse und einen schwarzen, mit Samtbändern geputzten breitrandigen Filzhut, weiße Handschuhe. Ein feiner Parfumduft verbreitete sich im Saale.« Und sie tritt an die Barre und bestätigt »in der ihr eigenen offenen Weise«, daß sie nie Wechsel unterschrieben habe, vermögend sei u. s. w. Da ist denn nicht nur der Demokrat, da ist sie selbst von der Bedeutung des Moments übergossen. Und so entfährt ihr, da der Verteidiger sie fragt: »Wollen Sie mir gütigst sagen, Exzellenz, hat Frau Pajarola wissen müssen, daß Sie kein Kind haben?«, der elementare Ausruf: »Gewiß, das weiß doch jeder Mensch!« Schlag folgt auf Schlag, und die freiheitliche Presse bebt dermaßen unter der Wucht der auf sie einstürmenden Ereignisse, daß sie den Präsidenten, der nach Beendigung des Verhörs wohl mit usueller Höflichkeit sein »Ich danke« sagte, wörtlich also schließen läßt: »Ich danke sehr, Exzellenz, daß Sie erschienen sind, Ihre Vernehmung ist zu Ende.«

Die Journaille fühlt demokratisch. Aber nur im allgemeinen. Im besonderen wird sie in Ohnmacht fallen, wenn ich ihr versichere, daß auf der Zeugenladung, die die Gräfin Anastasia Kielmansegg erhalten hat, genau so wie auf jeder anderen die Worte

es vielleicht wertvoll sein, wenn er erfährt, daß Herr Alexander Scharf persönlich sich nach dem zweiten Akt in seiner greisen Würde erhob und den in allen Rängen verteilten Opfern der Karlweisschen Satire das Zeichen zum Beifall gab. Der Mann, der die »Sonntagsbriefe vom Schottenring« schreibt, hat den kühnsten Akt des Stückes gerettet: wie sollte der Oberinspektor der Südbahn besorgt sein, daß er sichs nach dieser Premiere mit den Wortführern und Nutznießern der Korruption verdorben habe? Zwischen einem verarmten Hochadel, der verzweifelnd sich zu der neuen Art des Erwerbs ohne Arbeit bekehrt, und dem bürgerlichen Gründertum, das ein Adelswappen als Aushängeschild für seine üblen Geschäfte erbeutet, hat Herr Karlweis nicht lange in seinen Sympathien geschwankt. Mit einer Verspottung adeliger pauvreté setzt er ein, und mit einer Apologie der verführten Börsentugend schließt er. Als diese mit der lasterhaften Aristokratie die große Abrechnung hielt, als der Gründer der Paraguay-Aktiengesellschaft dem Grafen Waldhof die Worte entgegenschleuderte: »Ohne Leute wie sie wären wir gar nicht denkbar!«, und man den Aufschrei eines vom Starhemberg gepeinigten Taussig zu hören vermeinte, da zog etwas wie Haussestimmung durch den Saal, es war wie die Katharsis in der griechischen Tragödie, die dringend notwendige Reinigung, die hier der Wiener Aristophanes nach den Tagen der Waffenfabriksaffäre an den Kursmachern im Parkett vornahm, und den begeisterten Hervorrufern jener, die ihre Revolver aus Steyr bezogen hatten, konnte der Autor nicht widerstehen.

Über die antikorruptionistischen Anspielungen, die Karlweis mit Bewilligung seiner Vorgesetzten gewagt hatte, müssen die Preßleute sachte hinübergleiten. Es ist nur natürlich, daß die Schweiggelder auch für die auf dem Theater dargestellte Korruption gelten. Der Gründer der Paraguay-Bank

schien zwar den Herren so lebendig gezeichnet, daß manch einer auf dem Sprunge war, ihn bei offener Szene um eine Beteiligung anzusprechen. In den Blättern aber wurde die trotz dem versöhnlichen Ausgang unliebsame Geschichte in eine ferne Vergangenheit zurückverlegt. Die Ahnenwitze der ‚Fliegenden Blätter', mit denen Herr Karlweis den Feudaladel ins Herz trifft, fanden natürlich frische Bewunderung, die Verhöhnung des verarmten Edelmannes, dessen Unverständnis für Geldgeschäfte als Kretinismus dargestellt wird, erweckte ein freudiges Echo und eine satirische Methode, der die Rückständigkeit des Mietzinses als das Um und Auf feudaler Reaktion gilt, ward lebhaft approbiert. Aber daß es heutzutage noch Finanzgauner gibt, schien den Herren, die ihr tägliches Brot von ihnen beziehen, unwahrscheinlich.

»Die geschilderten Verhältnisse sind die einer Zeit, da Wien ein glänzender Schauplatz von schwindelhaften Gründungen war«, versicherte der Vertreter des ‚Fremdenblatts'. Daß auch heute noch herabgekommene Aristokraten aktuell sind, gesteht das Adelsblatt, das lieber einen Starhemberg als einen Taussig preisgibt, ohneweiters zu; Graf Waldhof sei »von A bis Z mit einer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit gezeichnet, die schon ein Lob höherer Kategorie verdient«. Indes »er ist einer jener verschuldeten Aristokraten, denen damals, wie behauptet wird, mit Vorliebe Präsidentenstellen angeboten wurden«. Und der besorgte Theaterplauderer, der über die Vorgeschichte des »Onkel Toni« berichtet, fügt an anderer Stelle im Jargon hinzu: »Hoffentlich hat sich die wirkliche Finanzwelt nicht beleidigt!« Wenn er sie nicht beleidigt hat, sie hat sich gewiß nicht beleidigt. »Karlweis weckt die Erinnerungen an jene Tage, in welchen ein stark strebender Finanzgeist mit einem stark sinkenden Hochadel in einträchtigem spekulativen Bemühen sich zu finden anfingen«, meint der träumerische

Nestroys Pfaden, zählt nicht; das Erbe Raimunds mußte in aller Eile angetreten werden, und da dies unter Zustimmung der Kritik hinreichend markiert war, durfte der Sittengeißler wieder sich selbst, nämlich ein paar O. F. Bergsche Reminiszenzen finden.

Mit seinem »Onkel Toni« erfreut jetzt Karlweis die Wiener Jobberherzen zum drittenmal. Jetzt hat er nämlich zu einer Satire gegen die Wiener Jobber selbst ausgeholt, und so energisch stürmt er gegen die maßgebenden Männer unserer Finanzkreise los, daß er fast bis hinter deren Rücken gelangt. Was Karlweis von dieser Stelle aus zu sagen hat, wirkte auf Herrn v. Chlumecky so überzeugend, daß er den glücklichen Autor während eines Zwischenaktes in seine Loge beschied und mit Komplimenten überhäufte. Es war ein seltener und erwartungsvoller Theaterabend. Der satirische Genius, der im Freikartenbureau der k. k. privilegierten Südbahngesellschaft waltet, hatte unerhörte Enthüllungen versprochen. Der Beamte Chlumeckys, der Tyrtäus des Kampfes, den Herr Krupp um die Baronie gekämpft hat, sollte den entscheidenden Schlag gegen die Verderbtheit der Wiener Finanzwelt führen, gegen die Machenschaften räuberischer Verwaltungsräte, gegen die unter den Augen des Regierungsvertreters so oft vollzogene Versippung von repräsentierendem Adel und unternehmendem Bürgertum. Wer nicht die Physiognomie des Volkstheater-Auditoriums von sonstigen Premièren her kannte, mußte glauben, daß jenes eigenartige Schauspiel, das zu erwarten war, Kulissiers, Bankdirektoren, Sensale, Börsencomptoirbesitzer, Großaktionäre, Verwaltungsräte, Wucherer und Herrn v. Chlumecky eigens angelockt hatte.

Karlweis hat seine alten Anhänger nicht in Verlegenheit gebracht. Ein paar beiläufige Pikanterien aus der Sitzung des Verwaltungsrates der Paraguay-Bank, — und die Korruption erhielt den Freipaß. Für die fernere Entwicklung des Wiener Satirikers mag

Herr vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' und Taussigs Hofnarr scherzt im ‚Extrablatt', daß der »Gründungsschwindel hierzulande längst verrauscht« sei, daß aber »eine gute Satire nie zu spät komme«. Neben diesem in der Gunst der Bankkreise festsitzenden Humoristen versichert ein Aspirant für Gastmähler der Haute-finance, daß Karlweis' Satire gegen den Banken- und Gründerschwindel doch etwas zu spät komme«. Der Kritiker der amtlichen ‚Wiener Zeitung' hinwiederum hält die Sache für verfrüht. Wehklagend ruft er: »Staatsmänner haben in den letzten Jahren wiederholt ausgesprochen, es fehle uns an Unternehmungsgeist, das Geschäft müsse gefördert werden; ob also gerade heute für die witzige Züchtigung der Paraguay-Gründung in Wien die richtige Stunde geschlagen hat, ist fraglich ... Brennend wird die Frage erst werden, wenn der Becher des Gründens bei uns wieder überschäumen sollte.« Es ist nicht unwichtig, von offiziöser Seite zu erfahren, worauf die wirtschaftlichen Bestrebungen unserer Staatsmänner gerichtet sind. Hoffentlich wird es dem Kritiker nicht schaden, daß er seinen Auftraggebern so unter der Hand eine unbezähmbare Sehnsucht nach Paraguay-Gründungen zugemutet hat.

Aber zwischen der verschollenen Gründerzeit und dem noch nicht überschäumenden Becher des Gründens verlangt die lebendige Gegenwart des Herrn Karlweis ihre Rechte. Bei allen Bedenklichkeiten wegen des behandelten Stoffes und wegen der behandelten Sujets haben doch alle anerkannt, daß der »Onkel Toni« Figuren enthalte, die »aus dem Leben herausgerissen« seien. In der Tat. Aber vorläufig sind sie nur durch den sympathischen Herrn Karlweis aus dem Leben herausgerissen, der wegen der taktvollen Art, in der ers tat, demnächst schon bei der Südbahn avancieren soll, und nicht durch den Staatsanwalt, der den meines Erachtens höchst aktuellen Stoff viel kräftiger anpacken würde.

DIE PARAGUAY-BANK.

Dezember 1899

In Herrn Geiringers deutschem Volkstheater gings vergangene Woche hoch her. C. Karlweis, der zur dramatischen Satire hinneigende Oberinspektor der Südbahn, seit Jahren schon als Erbschleicher Nestroys bekannt, und wenns Herr Bauer nicht hört, an Klubabenden der »Concordia« manchmal gar als Wiener Aristophanes gefeiert, ließ das dritte in der Reihe seiner »bürgerlichen Sittenstücke« in Szene gehen. Man hat dem sympathischen Manne gegenüber, der Freikarten bis zum Semmering und sogar bis Abbazia ausgibt, schon längst alle kritische Besinnung verloren und übersehen, daß sein Epigonentum über das Maß O. F. Berg'scher Erinnerung nicht hinausreicht. Ein Theaterdirektor, der heute einen Berg-Zyklus ausgrübe, würde die allerschärfste Zurückweisung erfahren. Aber wenn jener freundliche Herr sich aus staubigen Archiven Witz und Mache des Wiener Possenroutiniers holt, so herrscht einträchtiger Jubel, und jeder preist das Humorgenie, das dem Wienertum erstanden sei. Mit einem gewissen Sinn für lokale Aktualitäten begabt, mit einem politischen Blick ausgestattet, der an der Lektüre des Szepsischen Tagblatts geschärft sein mochte, ist Herr Karlweis zuerst dem »kleinen Mann« und später — im »Groben Hemd« — dem kleinsten Mann zuleibe gegangen. Zweimal hat seine Satire das Herz jedes ehrlichen Jobbers erwärmt, zweimal seine oberflächliche Geschicklichkeit den Beifall des geistigen Wien geerntet. »Das liebe Ich«, eine flüchtige Abschwenkung von

LITERATUR

Februar 1903

Snobismus und vollmäulige Unwissenheit, die die ‚Zeit', so jung sie ist, doch schon auf allen Gebieten publizistischer Erörterung betätigt, treten am peinlichsten hervor, wenn literarische Dinge in Frage kommen. Man ist in diesem Punkte von der ‚Neuen Freien Presse' nie sonderlich verwöhnt worden und hat sich zuletzt von den ausgesuchtesten Dummköpfen bedienen lassen, die Herr Herzl, wenn nur ihr Aussehen nicht trügte und sie wirklich zionistisch gesinnt waren, an seinen feuilletonistischen Hof heranzog. Aber es sind wenigstens ehrliche Analphabeten, deren Eifer, den literarischen Geschmack zu beeinflussen, etwas Rührendes hat, gewissenhafte Burschen, die zwischen dem Empfang und dem Verkauf des Freiexemplars eine Kritik leisten zu müssen glauben, Frischlinge, für die die Bezeichnung »Rezensenten« nur dann gelten kann, wenn man entschlossen ist, das Wort von »recens« abzuleiten. Mit Ausnahme Rudolf Lothars, dessen Tätigkeit nachgerade nicht bloß in ihrem Umfang, sondern auch in ihrer Wirkung bemerkbar wird und der noch bemerkt werden soll, sind sie samt und sonders ungefährlich.

Anders die Literaturmacher der ‚Zeit'. Da ist vor allem Herr Otto Julius Bierbaum, der von den Abfällen Liliencronscher Poesie Gemästete. Der holsteinische Baron hat sich an dem deutschen Volke für die Teilnahmslosigkeit, mit der es an seinen

Empfehlung geschrieben, — wiewohl er mitteilen mußte, daß er das Buch nicht vollständig kenne. Wie das? Nun, es ist der Mühe wert, das Geständnis, ein seltenes Dokument des Snobismus, wörtlich zu zitieren: »Ich gestehe, daß ich die Schlußseiten des Buches nicht gelesen habe. Jene Seiten, auf denen das Sterben der schönen Herzogin erzählt wird. Wie man ja oft zögert, die Leiche eines im Leben prachtvollen und geliebten Menschen zu betrachten, um durch den Anblick der Vernichtung die Erinnerung an die einstige Schönheit nicht zu erschüttern. Ich fürchtete die Grausamkeit des Dichters und hoffe nur, er ist milde mit Violante von Assy verfahren.« Welch eine Empfindsamkeit! Aber sollte nicht doch nur ein Parvenu psychologischer Finessen ihrer fähig sein? Wenn die Frage, ob Herr Salten die Schlußseiten der »Herzogin von Assy« gelesen hat, vordem noch eine offene war, nach diesem Bekenntnis einer allzu schönen Seele wird niemand mehr zweifeln, daß er sie gelesen hat.

Indeß, auch auf die Wahrhaftigkeit seiner Empfehlungen ist kein Verlaß mehr, seit er einmal — noch in der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' — erklärt hat, daß man der ferneren Entwicklung des Dichters Siegfried Trebitsch mit Interesse entgegensehen könne. Wer dieser Siegfried Trebitsch ist? Ja, wenn das so leicht gesagt wäre! Der Sohn einer Seidenfirma, zu dessen Entschuldigung aufrichtige Freunde vorbringen, es sei doch immer noch lobenswerter, wenn ein reicher junger Mann Novellen drucken lasse, als wenn er sein Geld für Rennen u. dgl. ausgebe. Das mag aufrichtig sein, richtig ist es nicht. Im Gegenteil! Ich habe an dem Beispiel jenes Herrn Philipp Haas von Teichen, dessen Adelsprädikat mit »Teppichen« zusammenhängen soll, bewiesen, daß literarische Passionen nicht in demselben Maße eine Angelegenheit des Privatlebens sind wie andere Unterhaltungen. Und mag selbst das Bücherschreiben noch als Privatvergnügen

hingehen, es wird zum öffentlichen Ärgernis, wenn sich eine gewissenlose Clique findet, die auf dem ihr zur Verfügung stehenden Zeitungspapier den Dilettanten zum Künstler macht.

Einen solchen Versuch haben wir jetzt eben erlebt. Ein Trebitsch-Rummel ist ausgebrochen. In vier Blättern, der ‚Neuen Freien Presse', der ‚Zeit', dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' und der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' suchen einander die Hausfreunde des Neuentdeckten an Begeisterung zu über bieten. Übereinstimmend wird zuerst versichert, Herr Trebitsch habe »sich bereits mancherlei Verdienste um die Literatur erworben«. Er kann nämlich nicht gut Französisch und Englisch und übersetzte darum Courteline und Bernhard Shaw. Aber er wollte auch beweisen, daß er nicht Deutsch könnne, und schrieb Novellen. Über das Maß der Verdienste des Übersetzers Trebitsch herrscht immerhin eine gewisse Meinungsverschiedenheit. Aus einer seiner Courteline-Verdeutschungen, die in der Wochenschrift ‚Die Zeit' erschien, wäre der Satz hervorzuheben: »Er verlangte hunderttausend Francs, ich bot ihm sechstausend. Wir einigten sich auf siebentausendfünfhundert«. Man könnte es allerdings für möglich halten, daß etwa Herr Isidor Singer das Manuskript, in dem vielleicht richtig »wir einigten uns« zu lesen war, redigiert hat. Nun aber hat der Anglist Leon Kellner im ‚Neuen Wiener Tagblatt' (vom 22. Januar) ein Feuilleton veröffentlicht, worin er unter dem Titel »Eine verunglückte Übersetzung« Trebitsch's Verdienste um Bernhard Shaw keck in Abrede stellt. Kellner läßt sich sogar zu der Versicherung hinreißen, er wisse nicht, »wer mehr zu bedauern ist: die deutschen Leser, die aus dieser Quelle ihre Kenntnis von Shaws Eigenart schöpfen werden, oder der arme Shaw, der sich die letzten Haare ausraufen wird über die traurige Veränderung, die mit ihm auf deutschem Boden vorgegangen ist«. »Einer solchen

Kundigen, gegen eine solche Irreführung zu protestieren«. Das war nun tatsächlich für die Trebitsch-Gläubigen das Signal zum Eingreifen. Herr Hermann Bahr veröffentlichte in jenem Feuilletonteil des ‚Neuen Wiener Tagblatts', der immer für zwei Überzeugungen Platz hat, unter dem Titel »Bernhard Shaw« einen geharnischten Protest, der mit den Worten beginnt: »Herr Siegfried Trebitsch, dem wir schon das Vergnügen verdanken, Courteline, den ‚Göttlichen', wie ihn die Pariser nennen, zu kennen, bringt uns nun einen englischen Autor. . . . Die Übersetzung ist neulich hier von Professor Leon Kellner sehr mißhandelt worden. Ich werde mich hüten, mit einem Philologen anzubinden, aber als Theatermann habe ich zu sagen . .« usw. »Der Philologe vergißt, daß es viel wichtiger ist, sich den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publikums anzupassen, als auf jede Nuance zu bestehen . .« usw. Folgt ein Essay über Bernhard Shaw, der wohl nur der Vorwand zur Ehrenrettung Siegfried Trebitsch's war. Es gibt einen Gipfelpunkt der Schamlosigkeit, den selbst Herr Bahr, wohl der skrupelloseste literarische Bandenführer, bisher nicht erklommen hatte. Jetzt ist er oben. Kellner hat in einer für den idiotischesten Laien sinnfälligen Weise die geradezu abenteuerliche Talentlosigkeit jener Shaw-Übersetzung bewiesen, und unser Schäker nimmt sie gegen die fachmännische Übertriebenheit des »Philologen« in Schutz: Mit Gemüse und Seepflanzen, mit einheimischen Bediensteten und Lederschuhen aus Segeltuch hat sich der praktische Bühnenmann Trebitsch den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publikums angepaßt! »Pflicht und Schuldigkeit der Kundigen«, gegen eine Irreführung zu protestieren? Herr Bahr hat es zeitlebens als seine Pflicht und Schuldigkeit betrachtet, selbst irrezuführen! . . .

Und nun folgt Schlag auf Schlag. Am 7. Februar wird Herr Trebitsch im ‚Neuen Wiener Tagblatt'

gerettet, am 8. Februar in der ‚Neuen Freien Presse'. Hier ist als Vertreter der freiwilligen Trebitsch-Gesellschaft kein geringerer als Rudolph Lothar zur Stelle. Preist er den Übersetzer? Nein — Trebitsch hat sich selbständig gemacht —: den Novellisten. Schlechte Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen mögen andere empfehlen, aber schlechtes Deutsch — da ist Herr Lothar am Platze! Und es ereignet sich, daß einem Novellenband, mit dessen Drucklegung sich der literarische Verlag S. Fischer-Berlin in den Verdacht gebracht hat, Herrn Pierson in Dresden Schmutzkonkurrenz zu bereiten, in der ‚Neuen Freien Presse' ein selbständiges, drei Spalten langes Feuilleton gewidmet wird. Der zielbewußte Literaturvergifter Hermann Bahr ist neben dem planlosen Schwätzer Lothar eine ungefährliche Erscheinung. Wenn Bahr will, durchschaut er eine Talentlosigkeit; Lothar könnte nur irrtümlich einmal das Richtige treffen. Ich bin kürzlich durch einen peinlichen Zufall in die Lage gekommen, den Novellenband »Weltuntergang« zu lesen, habe aber nicht geahnt, daß ich je auch in die Lage versetzt sein würde, über dies Werk, das der Unsinn mit der Impotenz gezeugt hat, in dem nicht ein Gedanke gedacht, nicht ein Wort gefunden ist und eine Talmi-Psychologie aus x-ter Hand Orgien der »Beobachtung« feiert, öffentlich meine Meinung zu sagen. Es ist doch möglich geworden; denn das oft parodierte Losungswort: Österreich hat wieder einen Dichter! klingt fröhlich aus den Spalten führender Tagesblätter. So muß ein hohnvolles Echo die Antwort geben. Wenn ein Kolportagegeschichtenschreiber aus Mangel an Routine es mit dem »modernen Genre« versuchen und sich an Arthur Schnitzler bilden wollte, er würde etwa die Novellen zustandebringen, die Herr Trebitsch schreibt, der zwischen den landläufigsten Plattheiten sich durch die Pluralbildung »Sehnsuchten« als modernen Dichter zu legitimieren hofft. Zur Bekehrung der

eingefleischtesten Trebitsch-Fanatiker will ich eine Stelle aus der Erzählung »Ein fremder Herr« (S. 152), die einzig kurzweilige Stelle des Buches, abdrucken, in der Paul darüber grübelt, daß er an der Bahre seiner Geliebten zum erstenmal einem Rivalen, von dem er bis dahin nichts geahnt, begegnet war, und in der mit einer seltenen Sprachkunst die Nebenbuhler auseinandergehalten werden: »Noch einmal betrachtete Paul diesen Mann, der Hertha in die Kunst eingeführt und bis an den Ausgang ihres Lebens begleitet hatte. Immer war er da gewesen, vor Paul, während und nach ihm. Nun fühlte er auch ganz deutlich, daß der fremde Herr sich wie ein riesenhafter Felsblock zwischen ihn und die Tote geschoben hatte, über den er niemals hinwegkommen würde. Achtlos war er über alles Gemeinsame zwischen Hertha und ihm fortgeschritten und hatte sie eingefordert mit guten alten Rechten, über die es Urkunden gab. Nur für ein Jahr geliehen hatte er sie ihm, und da war sie zufällig in seinen Armen gestorben. Was hatte er eigentlich dabei zu suchen, wenn ein fremder Herr seine Frau begrub, was drängte er sich ungerufen in die Angelegenheiten anderer Leute?« . . .

Herr Lothar findet, daß diese Geschichten »mit zum Besten gehören, was die Erzählerkunst in Österreich in der letzten Zeit hervorgebracht hat«. Aber ehe ich diesem Verdammungsurteil über die österreichische Erzählerkunst zustimme, möchte ich es doch vorziehen, Herrn Lothar, dessen auffallenden Lobhudeleien ich nur ein reines Motiv unterschieben kann, nämlich die Dummheit, für den vorlautesten Nichtsversteher zu halten, der je über Druckerschwärze verfügen durfte. Der Schlußsatz: »Trebitsch ist weit mehr als liebenswürdig, er ist der Liebe würdig«, zeigt, daß die Nerven des armen Teufels in der Interviewhetze doch arg gelitten haben. Daß ein Mensch, der sich zwischen Gesandten, Ballerinen, Philosophen und Konfektionären die Füße wundläuft,

noch über ein neues Buch etwas Zurechnungsfähiges sagen soll, hieße auch wirklich allzuviel verlangen. Aber die redaktionellen Wärter, die den Schwachsinn frei herumschreiben lassen, müßte man zur Verantwortung ziehen. Es ist ein aufreizendes, ein die schlimmsten antisemitischen Regungen bejahendes Faktum: Das Gestammel eines Dilettanten, der's »nicht nötig hat«, wird in den drei Spalten desselben Blattes als Meisterwerk gepriesen, das für alles Große in Kunst und Literatur, für alles Eigenwüchsige und Echte nichts als kleinlichen Hohn, Haß oder den Totschweigebann übrig hatte, dessen kritische Geister Richard Wagner zu fällen suchten, Bruckners Leben zu verbittern verstanden und die Sehnsucht tausend redlicher Talente nach einem Wörtchen der Anerkennung unbefriedigt ließen.

noch über ein neues Buch etwas Zurechnungsfähiges sagen soll, hieße auch wirklich allzuviel verlangen. Aber die redaktionellen Wärter, die den Schwachsinn frei herumschreiben lassen, müßte man zur Verantwortung ziehen. Es ist ein aufreizendes, ein die schlimmsten antisemitischen Regungen bejahendes Faktum: Das Gestammel eines Dilettanten, der's »nicht nötig hat«, wird in den drei Spalten desselben Blattes als Meisterwerk gepriesen, das für alles Große in Kunst und Literatur, für alles Eigenwüchsige und Echte nichts als kleinlichen Hohn, Haß oder den Totschweigebann übrig hatte, dessen kritische Geister Richard Wagner zu fällen suchten, Bruckners Leben zu verbittern verstanden und die Sehnsucht tausend redlicher Talente nach einem Wörtchen der Anerkennung unbefriedigt ließen.

LITERATUR der ‚Zeit'

Februar 1903

Snobismus und vollmäulige Unwissenheit, die die ‚Zeit', so jung sie ist, doch schon auf allen Gebieten publizistischer Erörterung betätigt, treten am peinlichsten hervor, wenn literarische Dinge in Frage kommen. Man ist in diesem Punkte von der ‚Neuen Freien Presse' nie sonderlich verwöhnt worden und hat sich zuletzt von den ausgesuchtesten Dummköpfen bedienen lassen, die Herr Herzl, wenn nur ihr Aussehen nicht trügte und sie wirklich zionistisch gesinnt waren, an seinen feuilletonistischen Hof heranzog. Aber es sind wenigstens ehrliche Analphabeten, deren Eifer, den literarischen Geschmack zu beeinflussen, etwas Rührendes hat, gewissenhafte Burschen, die zwischen dem Empfang und dem Verkauf des Freiexemplars eine Kritik leisten zu müssen glauben, Frischlinge, für die die Bezeichnung »Rezensenten« nur dann gelten kann, wenn man entschlossen ist, das Wort von »recens« abzuleiten. Mit Ausnahme Rudolf Lothars, dessen Tätigkeit nachgerade nicht bloß in ihrem Umfang, sondern auch in ihrer Wirkung bemerkbar wird und der noch bemerkt werden soll, sind sie samt und sonders ungefährlich.

Anders die Literaturmacher der ‚Zeit'. Da ist vor allem Herr Otto Julius Bierbaum, der von den Abfällen Liliencronscher Poesie Gemästete. Der holsteinische Baron hat sich an dem deutschen Volke für die Teilnahmslosigkeit, mit der es an seinen

Sonntagsleser der ‚Zeit' mit seltsamen Enthüllungen über »ein altes Buch, das auf Wien Bezug hat« und von dem er annimmt, daß es niemand außer ihm kennen werde. Das Buch nenne sich »Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« und sei im Jahre 1827 in Stuttgart erschienen. Bevor Herr Bierbaum den Inhalt des Buches verrät, macht er ein Geständnis: »Es ist mir nicht bekannt geworden, wer der Verfasser ist. Offenbar ein Schwabe und Kleinstädter; zweifellos ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung«. Ich kann Herrn Bierbaum auf die Fährte helfen. Er lese einmal Karl Julius Weber's »Demokritos«. Dort wird er entweder im Vorwort oder sogar auf dem Titelblatt die Identität des Autors mit dem Verfasser der »Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« behauptet finden. Auch Brockhaus (14. Auflage, Bd. XVI., S. 554) hätte ihm Weber als den Verfasser genannt. In der Einleitung, die jedem Bändchen der bei Hendel in Halle erschienenen Ausgaben des »Demokritos« vorangesetzt ist, kann Herr Bierbaum die Bemerkung finden, daß Webers »anerkannt tüchtigstes Werk« jene Deutschen-Briefe seien. Sittlichkeitsrücksichten aber hindern Herrn Bierbaum, der die »Stilpe« geschrieben hat, seine Entdeckung auszubeuten. Er wagt es nicht, den folgenden Satz Webers zu Ende zu schreiben: »Der echte Wiener hat neben seiner Frau noch ein hübsches Stubenmädel, und die Frau ihren Freund, der . . . .« Was tut er den so Arges? »Der für sie sorgt und für den sie, wenn er krank ist, Messen lesen läßt.«

Der zweite Literaturmacher der ‚Zeit' ist Herr Felix Salten, der bekannte Auslagenarrangeur von psychologischen Beobachtungen. Er ist feinfeinsinnig. Man muß es aber anerkennen, daß er im Vollgenuß fremder Nuancen noch ein objektives Auge für fremde literarische Talente hat. Er hat neulich Heinrich Mann's »Herzogin von Assy« eine begeisterte

veredeln und seine — des Publikums — literarische Bildung zu vervollständigen. Herr Bierbaum, der bis vor ganz kurzer Zeit nicht wußte, daß es einen Schriftsteller Namens Ferdinand Kürnberger gegeben hat, trat mit einer »Charakteristik Kürnbergers als Künstler« auf den Plan. Für die großsprechende Unbildung der ‚Zeit' war die dem Andenken des Dichters gewidmete Festnummer, mit der sie debutierte, bezeichnend. Da stand neben anderen Unsinnigkeiten die Behauptung: »Das Manuskript von ‚Quintin Messis' ist verschollen und verloren, — ein Drama ‚Firdusi' und noch ein anderes Drama von K. sollen im Archiv der Wiener Stadtbibliothek liegen und warten der Auferstehung«. Aber in Wahrheit war »Quintin Messis« nie verschollen und verloren, die ‚Wiener Rundschau' hat vor einigen Jahren aus dem Manuskript, das ich selbst gesehen, einen Akt veröffentlicht, und »Firdusi« lag nie im Archiv der Wiener Stadtbibliothek. Wohl aber sind vor kurzem sämtliche vier Dramen aus dem Nachlasse des Dichters in einem Wiener Verlage erschienen. Das braucht selbst der literarisch Gebildete nicht zu wissen, auch nicht, daß schon vor längerer Zeit Herr Wilhelm Lauser zwei Bände Nachlaß-Novellen herausgegeben hat. Doch mußte es einer Redaktion bekannt sein, die »dem Gedächtnisse Ferdinand Kürnbergers« protzig eine eigene Beilage widmet. Die ‚Zeit' machte sich unter der Spitzmarke »Ignorant oder Spaßvogel?« über den Einsender lustig, der an ihre Adresse mit der Bitte, es »Herrn Ferdinand Kürnberger, Schriftsteller« zu übermitteln, ein Schreiben gerichtet hatte. Viel schlimmer ist es, wenn ein Blatt, das den österreichischen Dichter entdeckt zu haben vorgibt, zu jener Zuschrift die Bemerkung setzt: »Der verstorbene Philosoph wird sich im Jenseits nicht wenig darüber wundern u. s. w.« Hier wäre die Alternative »Ignorant oder ?« nicht mehr am Platze.

Herr Bierbaum hat aber nicht nur Kürnberger für Wien entdeckt. Am 1. Februar beglückte er die

Sonntagsleser der ‚Zeit' mit seltsamen Enthüllungen über »ein altes Buch, das auf Wien Bezug hat« und von dem er annimmt, daß es niemand außer ihm kennen werde. Das Buch nenne sich »Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« und sei im Jahre 1827 in Stuttgart erschienen. Bevor Herr Bierbaum den Inhalt des Buches verrät, macht er ein Geständnis: »Es ist mir nicht bekannt geworden, wer der Verfasser ist. Offenbar ein Schwabe und Kleinstädter; zweifellos ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung«. Ich kann Herrn Bierbaum auf die Fährte helfen. Er lese einmal Karl Julius Weber's »Demokritos«. Dort wird er entweder im Vorwort oder sogar auf dem Titelblatt die Identität des Autors mit dem Verfasser der »Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen« behauptet finden. Auch Brockhaus (14. Auflage, Bd. XVI., S. 554) hätte ihm Weber als den Verfasser genannt. In der Einleitung, die jedem Bändchen der bei Hendel in Halle erschienenen Ausgaben des »Demokritos« vorangesetzt ist, kann Herr Bierbaum die Bemerkung finden, daß Webers »anerkannt tüchtigstes Werk« jene Deutschen-Briefe seien. Sittlichkeitsrücksichten aber hindern Herrn Bierbaum, der ~~die~~ »Stilpe« geschrieben hat, seine Entdeckung auszubeuten. Er wagt es nicht, den folgenden Satz Webers zu Ende zu schreiben: »Der echte Wiener hat neben seiner Frau noch ein hübsches Stubenmädel, und die Frau ihren Freund, der . . . .« Was tut er den so Arges? »Der für sie sorgt und für den sie, wenn er krank ist, Messen lesen läßt.«

Der zweite Literaturmacher der ‚Zeit' ist Herr Felix Salten, der bekannte Auslagenarrangeur von psychologischen Beobachtungen. Er ist feinfeinsinnig. Man muß es aber anerkennen, daß er im Vollgenuß fremder Nuancen noch ein objektives Auge für fremde literarische Talente hat. Er hat neulich Heinrich Mann's »Herzogin von Assy« eine begeisterte

Empfehlung geschrieben, — wiewohl er mitteilen mußte, daß er das Buch nicht vollständig kenne. Wie das? Nun, es ist der Mühe wert, das Geständnis, ein seltenes Dokument des Snobismus, wörtlich zu zitieren: »Ich gestehe, daß ich die Schlußseiten des Buches nicht gelesen habe. Jene Seiten, auf denen das Sterben der schönen Herzogin erzählt wird. Wie man ja oft zögert, die Leiche eines im Leben prachtvollen und geliebten Menschen zu betrachten, um durch den Anblick der Vernichtung die Erinnerung an die einstige Schönheit nicht zu erschüttern. Ich fürchtete die Grausamkeit des Dichters und hoffe nur, er ist milde mit Violante von Assy verfahren.« Welch eine Empfindsamkeit! Aber sollte nicht doch nur ein Parvenu psychologischer Finessen ihrer fähig sein? Wenn die Frage, ob Herr Salten die Schlußseiten der »Herzogin von Assy« gelesen hat, vordem noch eine offene war, nach diesem Bekenntnis einer allzu schönen Seele wird niemand mehr zweifeln, daß er sie gelesen hat.

Indeß, auch auf die Wahrhaftigkeit seiner Empfehlungen ist kein Verlaß mehr, seit er einmal — noch in der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' — erklärt hat, daß man der ferneren Entwicklung des Dichters Siegfried Trebitsch mit Interesse entgegensehen könne. Wer dieser Siegfried Trebitsch ist? Ja, wenn das so leicht gesagt wäre! Der Sohn einer Seidenfirma, zu dessen Entschuldigung aufrichtige Freunde vorbringen, es sei doch immer noch lobenswerter, wenn ein reicher junger Mann Novellen drucken lasse, als wenn er sein Geld für Rennen u. dgl. ausgebe. Das mag aufrichtig sein, richtig ist es nicht. Im Gegenteil! Ich habe an dem Beispiel jenes ~~Herrn~~ Philipp Haas von Teichen, dessen Adelsprädikat mit »Teppichen« zusammenhängen soll, bewiesen, daß literarische Passionen nicht in demselben Maße eine Angelegenheit des Privatlebens sind wie andere Unterhaltungen. Und mag selbst das Bücherschreiben noch als Privatvergnügen

veredeln und seine — des Publikums — literarische Bildung zu vervollständigen. Herr Bierbaum, der bis vor ganz kurzer Zeit nicht wußte, daß es einen Schriftsteller Namens Ferdinand Kürnberger gegeben hat, trat mit einer »Charakteristik Kürnbergers als Künstler« auf den Plan. Für die großsprechende Unbildung der ‚Zeit' war die dem Andenken des Dichters gewidmete Festnummer, mit der sie debutierte, bezeichnend. Da stand neben anderen Unsinnigkeiten die Behauptung: »Das Manuskript von ‚Quintin Messis' ist verschollen und verloren, — ein Drama ‚Firdusi' und noch ein anderes Drama von K. sollen im Archiv der Wiener Stadtbibliothek liegen und warten der Auferstehung«. Aber in Wahrheit war »Quintin Messis« nie verschollen und verloren, die ‚Wiener Rundschau' hat vor einigen Jahren aus dem Manuskript, das ich selbst gesehen, einen Akt veröffentlicht, und »Firdusi« lag nie im Archiv der Wiener Stadtbibliothek. Wohl aber sind vor kurzem sämtliche vier Dramen aus dem Nachlasse des Dichters in einem Wiener Verlage erschienen. Das braucht selbst der literarisch Gebildete nicht zu wissen, auch nicht, daß schon vor längerer Zeit Herr Wilhelm Lauser zwei Bände Nachlaß-Novellen herausgegeben hat. Doch mußte es einer Redaktion bekannt sein, die »dem Gedächtnisse Ferdinand Kürnbergers« protzig eine eigene Beilage widmet. Die ‚Zeit' machte sich unter der Spitzmarke »Ignorant oder Spaßvogel?« über den Einsender lustig, der an ihre Adresse mit der Bitte, es »Herrn Ferdinand Kürnberger, Schriftsteller« zu übermitteln, ein Schreiben gerichtet hatte. Viel schlimmer ist es, wenn ein Blatt, das den österreichischen Dichter entdeckt zu haben vorgibt, zu jener Zuschrift die Bemerkung setzt: »Der verstorbene Philosoph wird sich im Jenseits nicht wenig darüber wundern u. s. w.« Hier wäre die Alternative »Ignorant oder?« nicht mehr am Platze.

Herr Bierbaum hat aber nicht nur Kürnberger für Wien entdeckt. Am 1. Februar beglückte er die

Schätzen vorüberging, bitter gerächt: er zeugete Otto Julius Bierbaum. Nicht daß ein begnadeter Künstler — ein lyrisches Temperament von einer Tiefe und Fülle, wie sie vielleicht nie zuvor erlebt wurden — ohne Dank und Ehren altert, macht die Tragik deutschen Dichterloses. Die Bitternis schafft erst der Anblick der glücklichen Epigonen, denen ein seichtes, dem fremden Empfindungsgehalt rasch assimiliertes Formtalent die Gunst des Lesepöbels errafft hat. Die Mädelsingerei des Herrn Bierbaum ist in jenem Deutschland, das für die Urtöne des Haidegängers nur ein unaufmerksames Ohr hatte, bald populär geworden, und Detlev v. Liliencron selbst hat in künstlerischer Naivetät und in hingebender Begeisterung für alles, was sich nur lyrisch versuchte, die zahllosen Untalente fördern geholfen, die im letzten Dezennium, Schwaden von Heuschrecken, gleich die die Sonne verhüllen, dem deutschen Volk den Anblick echter Dichtergröße entzogen haben. Selbst die literarischen Kreise wußten nicht mehr zu unterscheiden und priesen in demselben Atemzug, in dem sie alles Epigonentum in der Lyrik verdammten und die Julius Wolff und Baumbach verketzerten, die viel ärmlicheren Trivialitäten eines Bierbaum, der doch, da er die alte Mädelpoesie statt mit Rheinwein mit Münchener Hofbräu begoß, der deutschen Lyrik höchstens ein Bierbaumbach zu werden versprach.

Es gehörte die ganze Talentlosigkeit der ‚Zeit'-Gründer zu dem Einfall, diese Erscheinung nach Wien zu verpflanzen. Herr Bierbaum versuchte es hier mit den »Weltpredigten«, die aber infolge allzu feuchtfröhlicher Humorlosigkeit keinen Zulauf fanden. Er kaufte sich in Wiens Nähe eine Villa, von der er jetzt gelegentlich per Automobil — Liliencron hat es bloß zu den Reitpferden eines imaginierten Marstalls gebracht — in die Redaktion der ‚Zeit' fährt, um den literarischen Geschmack des Wiener Publikums zu

Schätzen vorüberging, bitter gerächt: er zeugete Otto Julius Bierbaum. Nicht daß ein begnadeter Künstler — ein lyrisches Temperament von einer Tiefe und Fülle, wie sie vielleicht nie zuvor erlebt wurden — ohne Dank und Ehren altert, macht die Tragik deutschen Dichterloses. Die Bitternis schafft erst der Anblick der glücklichen Epigonen, denen ein seichtes, dem fremden Empfindungsgehalt rasch assimiliertes Formtalent die Gunst des Lesepöbels errafft hat. Die Mädelsingerei des Herrn Bierbaum ist in jenem Deutschland, das für die Urtöne des Haidegängers nur ein unaufmerksames Ohr hatte, bald populär geworden, und Detlev v. Liliencron selbst hat in künstlerischer Naivetät und in hingebender Begeisterung für alles, was sich nur lyrisch versuchte, die zahllosen Untalente fördern geholfen, die im letzten Dezennium, Schwaden von Heuschrecken gleich die die Sonne verhüllen, dem deutschen Volk den Anblick echter Dichtergröße entzogen haben. Selbst die literarischen Kreise wußten nicht mehr zu unterscheiden und priesen in demselben Atemzug, in dem sie alles Epigonentum in der Lyrik verdammten und die Julius Wolff und Baumbach verketzerten, die viel ärmlicheren Trivialitäten eines Bierbaum, der doch, da er die alte Mädelpoesie statt mit Rheinwein mit Münchener Hofbräu begoß, der deutschen Lyrik höchstens ein Bierbaumbach zu werden versprach.

Es gehörte die ganze Talentlosigkeit der ‚Zeit'-Gründer zu dem Einfall, diese Erscheinung nach Wien zu verpflanzen. Herr Bierbaum versuchte es hier mit den »Weltpredigten«, die aber infolge allzu feuchtfröhlicher Humorlosigkeit keinen Zulauf fanden. Er kaufte sich in Wiens Nähe eine Villa, von der er jetzt gelegentlich per Automobil — Liliencron hat es bloß zu den Reitpferden eines imaginierten Marstalls gebracht — in die Redaktion der ‚Zeit' fährt, um den literarischen Geschmack des Wiener Publikums zu

hingehen, es wird zum öffentlichen Ärgernis, wenn sich eine gewissenlose Clique findet, die auf dem ihr zur Verfügung stehenden Zeitungspapier den Dilettanten zum Künstler macht.

Einen solchen Versuch haben wir jetzt eben erlebt. Ein Trebitsch-Rummel ist ausgebrochen. In vier Blättern, ~~der ‚Neuen Freien Presse', der ‚Zeit', dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' und der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung'~~ suchen einander die Hausfreunde des Neuentdeckten an Begeisterung zu überbieten. Übereinstimmend wird zuerst versichert, Herr Trebitsch habe »sich bereits mancherlei Verdienste um die Literatur erworben«. Er kann nämlich nicht gut Französisch und Englisch und übersetzte darum Courteline und Bernhard Shaw. Aber er wollte auch beweisen, daß er nicht Deutsch könnne, und schrieb Novellen. Über das Maß der Verdienste des Übersetzers Trebitsch herrscht immerhin eine gewisse Meinungsverschiedenheit. Aus einer seiner Courteline-Verdeutschungen, die in der Wochenschrift ‚Die Zeit' erschien, wäre der Satz hervorzuheben: »Er verlangte hunderttausend Francs, ich bot ihm sechstausend. Wir einigten sich auf siebentausendfünfhundert«. Man könnte es allerdings für möglich halten, daß ~~etwa~~ Herr Isidor Singer das Manuskript, in dem vielleicht richtig »wir einigten uns« zu lesen war, redigiert hat. Nun aber hat der Anglist Leon Kellner im ‚Neuen Wiener Tagblatt' (vom 22. Januar) ein Feuilleton veröffentlicht, worin er unter dem Titel »Eine verunglückte Übersetzung« Trebitsch's Verdienste um Bernhard Shaw keck in Abrede stellt. Kellner läßt sich sogar zu der Versicherung hinreißen, er wisse nicht, »wer mehr zu bedauern ist: die deutschen Leser, die aus dieser Quelle ihre Kenntnis von Shaws Eigenart schöpfen werden, oder der arme Shaw, der sich die letzten Haare ausraufen wird über die traurige Veränderung, die mit ihm auf deutschem Boden vorgegangen ist«. »Einer solchen

Fülle von unfreiwilligem Humor«, sagt er, »wird man selbst in der humorreichen Übersetzungsliteratur kaum wieder begegnen«. Und Kellner führt eine Reihe drastischer Belege für diese Behauptung an. In der Schilderung eines Parkes — der Dramatiker Shaw liebt eine genaue Ausmalung der örtlichen Dinge — heißt es bei Trebitsch, der enthalte eine Menge Gemüse und eine Sandgrube, die »zur Aufnahme von Seepflanzen zum Entzücken der Kinder bestimmt ist«. Kellner versichert, daß im Victoria-Park weder Gemüse noch Seepflanzen gedeihen, daß aber Shaw von Rasenplätzen spreche und einer Grube voll Seesand, die ursprünglich zur Unterhaltung der Kleinen bestimmt war, jetzt aber von Ungeziefer wimmelt. In des Pastors Morell Arbeitszimmer befinden sich nach Trebitsch Fabians Essais. Wer nur dieser Fabian sein mag? Er habe, versichert Kellner, so wenig existiert, wie Gemüse und Seepflanzen in Victoria Park. Bei Shaw aber stünden auf den Büchergestellen des Pastors die »Essays der Fabier«. Wer die Fabier sind, das sagt uns der Übersetzer selbst in dem biographischen Vorwort. Die Gesellschaft der Fabier habe, erklärt Trebitsch, zumeist aus Schriftstellern und »einheimischen Bediensteten« bestanden. Kellner fragt, ob jemand wisse, was einheimische Bedienstete sind. Da sich niemand meldet, verrät er, daß die Gesellschaft der Fabier zumeist aus Staatsbeamten (civil servants) bestand. Unter den zahllosen geradezu horriblen Beispielen, die der Kritiker anführt, fallen besonders die in der Übersetzung vorkommenden »Lederschuhe aus Segeltuch« auf. Kellner setzt auseinander, wie jeder einzelne Charakter in sein Gegenteil verkehrt worden sei. »Wenn ein Buch vorliegt, das sich den Anschein gibt, drei Schauspiele Bernhard Shaws in deutschem Gewande zu bieten, in Wahrheit aber statt des wahren Shaw ein lächerliches Zerrbild vorführt, so ist es«, ruft Kellner, »Pflicht und Schuldigkeit der

Fülle von unfreiwilligem Humor«, sagt er, »wird man selbst in der humorreichen Übersetzungsliteratur kaum wieder begegnen«. Und Kellner führt eine Reihe drastischer Belege für diese Behauptung an. In der Schilderung eines Parkes — der Dramatiker Shaw liebt eine genaue Ausmalung der örtlichen Dinge — heißt es bei Trebitsch, der enthalte eine Menge Gemüse und eine Sandgrube, die »zur Aufnahme von Seepflanzen zum Entzücken der Kinder bestimmt ist«. Kellner versichert, daß im Victoria-Park weder Gemüse noch Seepflanzen gedeihen, daß aber Shaw von Rasenplätzen spreche und einer Grube voll Seesand, die ursprünglich zur Unterhaltung der Kleinen bestimmt war, jetzt aber von Ungeziefer wimmelt. In des Pastors Morell Arbeitszimmer befinden sich nach Trebitsch Fabians Essais. Wer nur dieser Fabian sein mag? Er habe, versichert Kellner, so wenig existiert, wie Gemüse und Seepflanzen in Victoria Park. Bei Shaw aber stünden auf den Büchergestellen des Pastors die »Essays der Fabier«. Wer die Fabier sind, das sagt uns der Übersetzer selbst in dem biographischen Vorwort. Die Gesellschaft der Fabier habe, erklärt Trebitsch, zumeist aus Schriftstellern und »einheimischen Bediensteten« bestanden. Kellner fragt, ob jemand wisse, was einheimische Bedienstete sind. Da sich niemand meldet, verrät er, daß die Gesellschaft der Fabier zumeist aus Staatsbeamten (civil servants) bestand. Unter den zahllosen geradezu horriblen Beispielen, die der Kritiker anführt, fallen besonders die in der Übersetzung vorkommenden »Lederschuhe aus Segeltuch« auf. Kellner setzt auseinander, wie jeder einzelne Charakter in sein Gegenteil verkehrt worden sei. »Wenn ein Buch vorliegt, das sich den Anschein gibt, drei Schauspiele Bernhard Shaws in deutschem Gewande zu bieten, in Wahrheit aber statt des wahren Shaw ein lächerliches Zerrbild vorführt, so ist es«, ruft Kellner, »Pflicht und Schuldigkeit der

Kundigen, gegen eine solche Irreführung zu protestieren«. Das war nun tatsächlich für die Trebitsch-Gläubigen das Signal zum Eingreifen. Herr Hermann Bahr veröffentlichte im jenem Feuilletonteil des ‚Neuen Wiener Tagblatts', der immer für zwei Überzeugungen Platz hat, unter dem Titel »Bernhard Shaw« einen geharnischten Protest, der mit den Worten beginnt: »Herr Siegfried Trebitsch, dem wir schon das Vergnügen verdanken, Courteline, den ‚Göttlichen', wie ihn die Pariser nennen, zu kennen, bringt uns nun einen englischen Autor.... Die Übersetzung ist neulich hier von Professor Leon Kellner sehr mißhandelt worden. Ich werde mich hüten, mit einem Philologen anzubinden, aber als Theatermann habe ich zu sagen..« usw. »Der Philologe vergißt, daß es viel wichtiger ist, sich den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publikums anzupassen, als auf jede Nuance zu bestehen..« usw. Folgt ein Essay über Bernhard Shaw, der wohl nur der Vorwand zur Ehrenrettung Siegfried Trebitsch's war. Es gibt einen Gipfelpunkt der Schamlosigkeit, den selbst Herr Bahr, wohl der skrupelloseste literarische Bandenführer, bisher nicht erklommen hatte. Jetzt ist er oben. Kellner hat in einer für den idiotischesten Laien sinnfälligen Weise die geradezu abenteuerliche Talentlosigkeit jener Shaw-Übersetzung bewiesen, und unser Schäker nimmt sie gegen die fachmännische Übertriebenheit des »Philologen« in Schutz: Mit Gemüse und Seepflanzen, mit einheimischen Bediensteten und Lederschuhen aus Segeltuch hat sich der praktische Bühnenmann Trebitsch den Gewohnheiten des Schauspielers und des Publikums angepaßt! »Pflicht und Schuldigkeit der Kundigen«, gegen eine Irreführung zu protestieren? Herr Bahr hat es zeitlebens als seine Pflicht und Schuldigkeit betrachtet, selbst irrezuführen.

Und nun folgt Schlag auf Schlag. Am 7. Februar wird Herr Trebitsch im ‚Neuen Wiener Tagblatt'

eingefleischtesten Trebitsch-Fanatiker will ich eine Stelle aus der Erzählung »Ein fremder Herr« (S. 152), die einzig kurzweilige Stelle des Buches, abdrucken, in der Paul darüber grübelt, daß er an der Bahre seiner Geliebten zum erstenmal einem Rivalen, von dem er bis dahin nichts geahnt, begegnet war, und in der mit einer seltenen Sprachkunst die Nebenbuhler auseinandergehalten werden: »Noch einmal betrachtete Paul diesen Mann, der Hertha in die Kunst eingeführt und bis an den Ausgang ihres Lebens begleitet hatte. Immer war er da gewesen, vor Paul, während und nach ihm. Nun fühlte er auch ganz deutlich, daß der fremde Herr sich wie ein riesenhafter Felsblock zwischen ihn und die Tote geschoben hatte, über den er niemals hinwegkommen würde. Achtlos war er über alles Gemeinsame zwischen Hertha und ihm fortgeschritten und hatte sie eingefordert mit guten alten Rechten, über die es Urkunden gab. Nur für ein Jahr geliehen hatte er sie ihm, und da war sie zufällig in seinen Armen gestorben. Was hatte er eigentlich dabei zu suchen, wenn ein fremder Herr seine Frau begrub, was drängte er sich ungerufen in die Angelegenheiten anderer Leute?« . . .

Herr Lothar findet, daß diese Geschichten »mit zum Besten gehören, was die Erzählerkunst in Österreich in der letzten Zeit hervorgebracht hat«. Aber ehe ich diesem Verdammungsurteil über die österreichische Erzählerkunst zustimme, möchte ich es doch vorziehen, Herrn Lothar, dessen auffallenden Lobhudeleien ich nur ein reines Motiv unterschieben kann, nämlich die Dummheit, für den vorlautesten Nichtsversteher zu halten, der je über Druckerschwärze verfügen durfte. Der Schlußsatz: »Trebitsch ist weit mehr als liebenswürdig, er ist der Liebe würdig«, zeigt, daß die Nerven des armen Teufels in der Interviewhetze doch arg gelitten haben. Daß ein Mensch, der sich zwischen Gesandten, Ballerinen, Philosophen und Konfektionären die Füße wundläuft,

gerettet, am 8. Februar in der ‚Neuen Freien Presse'. Hier ist als Vertreter der freiwilligen Trebitsch-Gesellschaft kein geringerer als Rudolph Lothar zur Stelle. Preist er den Übersetzer? Nein — Trebitsch hat sich selbständig gemacht —: den Novellisten. Schlechte Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen mögen andere empfehlen, aber schlechtes Deutsch — da ist Herr Lothar ~~am Platze~~! Und es ereignet sich, daß einem Novellenband, mit dessen Drucklegung sich der literarische Verlag S. Fischer-Berlin in den Verdacht gebracht hat, Herrn Pierson in Dresden Schmutzkonkurrenz zu bereiten, in der ‚Neuen Freien Presse' ein selbständiges, drei Spalten langes Feuilleton gewidmet wird. Der zielbewußte Literaturvergifter Hermann Bahr ist neben dem planlosen Schwätzer Lothar eine ungefährliche Erscheinung. Wenn Bahr will, durchschaut er eine Talentlosigkeit; Lothar könnte nur irrtümlich einmal das Richtige treffen. Ich bin kürzlich durch einen peinlichen Zufall in die Lage gekommen, den Novellenband »Weltuntergang« zu lesen, habe aber nicht geahnt, daß ich je auch in die Lage versetzt sein würde, über dies Werk, das der Unsinn mit der Impotenz gezeugt hat, in dem nicht ein Gedanke gedacht, nicht ein Wort gefunden ist und eine Talmi-Psychologie aus x-ter Hand Orgien der »Beobachtung« feiert, öffentlich meine Meinung zu sagen. Es ist doch möglich geworden; denn das oft parodierte Losungswort: Österreich hat wieder einen Dichter! klingt fröhlich aus den Spalten führender Tagesblätter. So muß ein hohnvolles Echo die Antwort geben. Wenn ein Kolportagegeschichtenschreiber aus Mangel an Routine es mit dem »modernen Genre« versuchen und sich an Arthur Schnitzler bilden wollte, er würde etwa die Novellen zustandebringen, die Herr Trebitsch schreibt, der zwischen den landläufigsten Plattheiten sich durch die Pluralbildung »Sehnsuchten« als modernen Dichter zu legitimieren hofft. Zur Bekehrung der